

3. Jahrgang. • Heft 9. • Dezember 1904.

# Oberschlesien

• • Zeitschrift zur Pflege • •  
der Kenntnis und Vertretung  
der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von

Dr. phil. Zivier.



Verlag von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S.

## Inhalts-Verzeichnis.

---

	Seite
Die Entwicklung des Postamts Kattowitz (Oberschlesien). Von Knitsche, Postinspektor . . . . .	573
Stimmungsbilder von der schlesisch-russischen Grenze. Von Bürgermeister Arthur Wieczorek in Landsberg O.-S. . . . .	589
Soziale Fürsorge im Industriebezirk. Von Schiller, Gotschdorf i. Kief. . . . .	595
<hr/>	
Der Nickel kimmt. Von Robert Sabel, Breslau . . . . .	600
Im Tal der Jugend. Erzählung von Marie Klerlein . . . . .	605
<hr/>	
Umschau. Oberschlesien im November 1904 . . . . .	624
<hr/>	
Bücherbesprechungen . . . . .	637
Chronik . . . . .	638

Nachdruck und Übersetzung sämtlicher Artikel verboten!

3. Jahrgang. • Heft 9. • Dezember 1904.

# Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und  
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint  
monatlich einmal.  
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—,  
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und  
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung  
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.S.,  
entgegen.

## Die Entwicklung des Postamts Kattowitz (Oberschlesien).<sup>1)</sup>

Von  
Kutsche, Postinspektor.

### A. Einleitung.

**M**och um die Mitte des 18. Jahrhunderts war das jetzige ober-schlesische Industriegebiet ein unfruchtbares Land ohne nennenswerte wirtschaftliche Bedeutung. Da die Oberfläche des Bodens aus Kalk, aus den Verwitterungsprodukten des eisenschüssigen Dolomits sowie aus Diluvialsand besteht, also wenig fruchtbar ist, so beschränkte sich der Ackerbau auf den Anbau von Kartoffeln, Hafer, Gerste und Roggen. Etwa zwei Drittel des Bodens, welcher zum großen Teile Standesherrn gehörte, war mit Wald bedeckt. Nur in der Nähe von Tarnowitz, wo Blei- und Silbererze lagern, sowie an einigen anderen Orten wurde Bergbau getrieben. Von den sonstigen ungeheueren Schätzen, welche vielfach nur wenige Meter unter der Erdoberfläche lagerten, hatte man kaum eine Ahnung. Industrie, Handel und Gewerbe waren nur in geringem Umfange vorhanden. Kleine unbedeutende Städte, wie Tarnowitz, Groß-

<sup>1)</sup> Benützt worden sind: „Chronik der Stadt Kattowitz von Hoffmann“, „Die Mitteilungen der Statistischen Hefte des Reichs-Postamts über die Entwicklung des Taxwefens“ und „Die postamtlichen Akten“.

Strehlitz, Cost, Gleiwitz, Beuthen, Nicolai, Pleß und Myslowitz bildeten mit ihrer teilweise deutschen Bevölkerung Stützpunkte eines geringfügigen Lokalverkehrs.

Unter diesen Umständen wird es erklärlich, daß Friedrich der Große wenig Wert darauf legte, in den Besitz von Oberschlesien zu gelangen. Ihm lag vielmehr daran, den böhmischen Kreis Königgrätz seinem Reiche einzuverleiben. Nur die gesamte politische Lage, herbeigeführt durch die Niederlagen seiner Verbündeten, bewog ihn an Stelle von Königgrätz das anscheinend wertlose Oberschlesien zu übernehmen.

Wie in allen Zweigen der Verwaltung, so führte Friedrich der Große nach der Besitzergreifung des Landes auch im Postwesen bedeutende Verbesserungen ein. Für Oberschlesien wurde Oppeln ein ziemlich wichtiger Verkehrsmittelpunkt. Von hier aus gingen Fahrposten über Schurgast, Brieg nach Breslau, nach Guttentag, Tarnowitz, Groß-Strehlitz, Cosel und Krappitz. Um den ausländischen Verkehr über das preußische Gebiet zu ziehen, rief er eine Reitpost von Breslau nach Krakau ins Leben, welche den Weg über Oppeln und Tarnowitz nahm. Ratibor, Gleiwitz, Pleß, Cosel, Groß-Strehlitz, Tarnowitz hatten Postanstalten und waren an die Hauptkurse angeschlossen. Im allgemeinen waren indessen die postalischen Einrichtungen im jetzigen oberschlesischen Industriegebiet auch unter Friedrich dem Großen der Verkehrsentwicklung entsprechend nur unbedeutend.

Kattowitz war damals noch ein kleines polnisches Dorf. Die Entstehung des Ortes ist zurückzuführen auf die etwa in der Zeit von 1474 bis 1517 erfolgte Anlage eines Eisenhammerwerks an dem linken Ufer der Kawa, welches zu dem etwa 2000 Schritt entfernten Dominium Bogutschütz gehörte und den Namen Kuznicka Bogucka, Bogutschützer Hammer, führte. An dem südlichen Ufer des Flüsschens bildete sich hierauf als neue Siedelung eine Bauernkolonie, welche den Namen Katowice erhielt. Dieser Name findet sich nach der Chronik von Kattowitz (Hoffmann) zum ersten Male in den sehr genau geführten Bogutschützer Kirchenbüchern in einer Eintragung vom 15. März 1660. Ende der fünfziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Eisenhammer außer Betrieb gesetzt, da das damals erzeugte Eisen infolge seiner Minderwertigkeit keinen rechten Absatz fand. Die Folge hiervon war, daß der ursprüngliche Name Bogutschützer Hammer durch den Namen Katowice allmählich ganz verdrängt wurde. Gegen das Ende der achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bestand der gemeinsame Ort aus drei herrschaftlichen Vorwerken, einer herrschaftlichen Wohnung, einer Brettmühle, 73 Gärtnern und drei Häuslern. Die Einwohnerzahl betrug 294 Personen. (Hoffmann, Chronik der Stadt Kattowitz.) Hieraus erhellt zur Genüge, daß die Bewohner von Kattowitz nur geringe

Beziehungen mit der Außenwelt hatten, und daß für postalische Einrichtungen das Bedürfnis nicht vorlag.

Die Bedeutung Oberschlesiens beginnt erst mit der Aufnahme des Steinkohlenbergbaues. Wenn auch bereits seit 1750 Kohlen gefördert wurden, so nimmt doch die eigentliche Steinkohलगewinnung in größerem Maßstabe erst mit dem Jahre 1791 ihren Anfang. Das Verdienst hierfür gebührt dem Minister Grafen von Reden, welcher damals an der Spitze des Bergwesens von Schlesien stand. Derselbe erkannte zuerst die Bedeutung der ober-schlesischen Steinkohle für die einheimische Eisenindustrie wegen der vorteilhaften Verwendbarkeit des aus ihr gewonnenen Koks beim Hochofen- und Frischprozeß. Die erste fiskalische Steinkohलगrube „König“ wurde auf Lagiewniker Grunde eröffnet. Da die Kohlen bei den damaligen, mangelhaften Verkehrsverhältnissen nicht weit versandt werden konnten, zumal da Wasserwege nicht zur Verfügung standen, so wurde im Jahre 1797 in Gleiwitz eine königliche Eisengießerei eingerichtet und im Jahre 1798 der Grund zur Königshütte gelegt.

Kattowitz und seine nächste Umgebung nahmen zunächst an diesem wirtschaftlichen Aufschwunge keinen nennenswerten Anteil.

Infolge der Kriege mit Frankreich trat eine allgemeine Verkehrsstockung ein, welche sich auch in Oberschlesien bemerkbar machte. Die Entwicklung setzte erst wieder nach den Befreiungskriegen ein. Während der langen Friedenszeit wurden neue Gruben geöffnet, Eisen- und Zinkhütten, Walzwerke zc. erbaut. In nächster Nähe von Kattowitz wurde im Jahre 1824 der Kohlenbergbau in der Ferdinandgrube begonnen. Derselbe hielt sich jedoch in den ersten Jahrzehnten in mäßigen Grenzen, da die Förderung und Wasserhaltung durch Menschenkräfte bewirkt wurden. Erst im Jahre 1840 wurde eine 25 pferdekräftige Wasserhaltungsmaschine in Betrieb gesetzt und dadurch auch der Abbau der tieferen Sohlen ermöglicht. Im Jahre 1825 bestanden bereits ein Frischfeuer, sowie die Fanny- und Henriette-Zinkhütte. Im Jahre 1842 wurde die Emma-Zinkhütte in Betrieb gesetzt.

Der zunehmenden Bedeutung des Bergbaus und des Hüttenbetriebs wurde auch seitens der Regierung und der Postverwaltung Rechnung getragen. Zur Erleichterung des Verkehrs wurde die Chaussee von Breslau über Gleiwitz, Nicolai nach Neuberun gebaut, die im Jahre 1824 fertiggestellt wurde. Seitdem verkehrte die Post nach Krakau nicht mehr über Oppeln—Tarnowitz, sondern über Oppeln—Groß-Strehlitz—Gleiwitz—Nicolai und Neuberun. Im Anschluß hieran wurden Fahrposten von Cost über Beuthen, Königshütte nach Myslowitz und von Nicolai nach Pleß eingerichtet. Die meisten wichtigen Orte des Industriegebiets waren nunmehr mit Posteinrichtungen versehen und in das Postnetz einbezogen. Nur

Kattowitz, dessen industrielle Bedeutung erst beginnt, war noch nicht angeschlossen.

Bei der ungünstigen Lage Oberschlesiens in der äußersten Südostecke des preussischen Staates, bei dem Mangel an Wasserwegen und der Abhängigkeit von dem zumeist durch Zollschranken getrennten Auslande würden sich der Bergbau und die Industrie wohl fortdauernd in mäßigen Grenzen bewegt haben, wenn nicht der Bau von Eisenbahnen um die Mitte der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den industriellen Produkten weite Absatzgebiete, ja selbst den Weltmarkt eröffnet hätte. Seit dieser Zeit hat Oberschlesien eine nie geahnte bergbauliche und industrielle Entwicklung genommen.

### B. Entwicklung des Postamts von seiner Gründung bis zum Jahre 1874.

Im Jahre 1839 kaufte Franz von Winckler auf Niechowitz das Dominium Kattowitz und die mit demselben zusammenhängenden Güter Bogutschütz und Brynow und verlegte die Zentralverwaltung seiner sämtlichen Güter nach Kattowitz. Dieses Ereignis war für die Entwicklung des Ortes von einschneidender Bedeutung, denn den fortgesetzten Bemühungen des Geheimen Kommissionsrats Grundmann, welcher an der Spitze der Verwaltung stand, gelang es durchzusetzen, daß die am 30. Dezember 1846 dem Betriebe übergebene obereschlesische Eisenbahn ihre Richtung über Kattowitz nahm und damit Kattowitz an den großen Verkehr angeschlossen wurde. Die Vorteile der unentgeltlichen Beförderung der Briefe, Gelder und aller anderen dem Postzwange unterworfenen Güter und der dazu erforderlichen Postwagen mit den Eisenbahnen, wie sie durch das Gesetz vom 3. November 1838 festgelegt waren, ermöglichten es der Postverwaltung, viele weniger bedeutende Orte an den neu gebauten Eisenbahnen mit Posteinrichtungen zu versehen. Auch Kattowitz erhielt anscheinend bald nach der Eröffnung der obereschlesischen Eisenbahn eine Postanstalt. Zu welchem Zeitpunkte dies geschehen ist, hat sich leider bei dem Mangel an Akten nachträglich nicht mehr feststellen lassen. Sicher ist, daß die Verwaltung der Postanstalt zunächst einem Ortseinwohner übertragen wurde. Bei der damaligen Vielgestaltigkeit des Tagwesens konnte ein solcher nur deshalb den Dienst ordnungsmäßig wahrnehmen, weil der Verkehr noch ein geringfügiger war. Immerhin müssen die Verhältnisse ungünstig gewesen sein, wenn man bedenkt, wie große Änderungen gerade im Tagwesen in der Zeit von 1847 bis 1851 zur Durchführung gelangt sind. Zunächst bestand ja noch das Portoregulativ vom 18. Dezember 1824. Es würde zu weit

führen, die Bestimmungen dieses Regulativs eingehend darzustellen. Erwähnt sei nur, daß nicht allein das Gewicht und die Entfernung, sondern auch die Art der Beförderungsmittel auf die Höhe des Portos von Einfluß waren, daß kleine Pakete der Briefportotaxe, größere dagegen der besonderen Pakettaxe unterlagen, daß das Geldporto verschieden war, je nachdem es sich um gemünztes oder ungemünztes Gold und Silber oder um Wertpapiere handelte, daß endlich auch die ausschließlich mit der Eisenbahn beförderten Pakete einem niedrigeren Portosatze unterworfen waren. Dazu kamen die Taxen für Vorschußsendungen, die Lagergebühren, die Zeitungsgebühren u. s. w.

Im Jahre 1848 wurde eine grundsätzliche Änderung der Geldtaxe herbeigeführt, nach welcher das Porto für Wertsendungen sich aus dem Gewichtsporto und einer Affekuranzgebühr zusammensetzte; ferner gelangte das Verfahren der Ein- und Auszahlung von Barbeträgen zunächst bis zum Höchstbetrage von 25 Taler zur Einführung. Die Gebühr für die Einlieferungsscheine wurde abgeschafft und die Rekommandation auf Postsendungen jeder Art ausgedehnt. In der Zeitungsprovision trat insofern eine Änderung ein, als dieselbe vom 1. Oktober 1848 ab allgemein auf 25 Prozent des Einkaufspreises der Zeitungen festgesetzt wurde. Der Unterschied in der Brief- und Schriftentaxe wurde aufgehoben und eine einheitliche Progression für Briefe und Schriften durchgeführt. Auf Grund des Gesetzes vom 21. Dezember 1849 wurde vom 1. Januar 1850 ab das Bestellgeld für Adressen und Scheine zu Paket- und Geldsendungen sowie für Briefe auf  $\frac{1}{2}$  Silbergroschen festgesetzt.

Alle diese Taxänderungen müssen auf den praktisch nicht durchgebildeten Postexpediteur verwirrend eingewirkt haben; die Abwicklung des Verkehrs muß damals äußerst schwerfällig, die Annahme der Sendungen und die Abfertigung der Posten unendlich zeitraubend gewesen sein. Dazu trat noch die zunehmende Entwicklung des Ortes und die infolgedessen sowie infolge der Portoermäßigungen eingetretene Zunahme des Verkehrs. Durch die Eröffnung der Eisenbahn hatte die Industrie und das Erwerbsleben in Kattowitz trotz der ungünstigen politischen Lage einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die Gruben- und Hüttenbesitzer konnten und wollten sich nicht mit dem Vertriebe der von ihnen geförderten und erzeugten Produkte abgeben; es fanden sich daher Händler ein, welche den Gruben die geförderten Kohlen, den Eisen- und Zinkhütten das erzeugte Produkt abnahmen und weiter verkauften. Da der Gruben- und Hüttenbetrieb die Aufstellung vieler Maschinen notwendig machte, so entstanden zunächst Fabriken, welche viel gebrauchte Maschinenteile wieder herstellten, später auch solche, welche ganze Maschinen fertigten. Der große Aufschwung der Industrie hatte auch einen

regen Holzhandel im Gefolge. Nicht allein der Bergbau, sondern auch die Erbauung von Häusern und Fabriken erforderte viel Holz. Im Weiteren wurden bedeutende Massen Schwellenholz für die Kofsbahnen gebraucht.

Damit waren die Grundlagen für die aufwärts strebende Entwicklung des Ortes Kattowitz gegeben. Diese aufsteigende Bewegung dauerte, abgesehen von kurzen Unterbrechungen in den sechziger Jahren, bis zum Jahre 1874. Der damit verbundene Zuzug von Arbeitern, Beamten, Kaufleuten und Gewerbetreibenden trug seinerseits wieder dazu bei, den Verkehr zu steigern. Dies zeigt sich recht deutlich an der aufstrebenden Entwicklung der neu eingerichteten Postanstalt.

Zunächst scheint Kattowitz in postalischer Hinsicht, ebenso wie die benachbarten Postanstalten, von Gleiwitz abhängig gewesen zu sein, wenigstens was das Abrechnungswesen anbetrifft. Am 1. Januar 1850, mit dem Inkrafttreten der Organisation des Postwesens, wurde die Postexpedition der Ober-Postdirektion in Oppeln unterstellt. Die bereits angeführten Schwierigkeiten im Betriebsdienste und die Zunahme des Verkehrs machten es dem damaligen Postexpediteur v. T. unmöglich, den Postdienst allein wahrzunehmen. Er beschäftigte daher einen Postexpeditiionsgehilfen. v. T. war aber äußerst grob und behandelte die von ihm beschäftigten Gehilfen so schlecht, daß diese ihr Dienstverhältnis immer bald wieder lösten. Der Ruf von dieser schlechten Behandlung der Gehilfen hatte sich schließlich im Bezirk verbreitet, so daß kein Gehilfe mehr bereit war, unter v. T. zu arbeiten. Allein wurde er jedoch, da er bereits durch seine amtliche Stelle als Bahnhof-Inspizient stark in Anspruch genommen war, nicht fertig, weshalb er sich an die Ober-Postdirektion behufs Überweisung eines Gehilfen wandte. Zur Prüfung der Verhältnisse wurde ein Postkassenkontrollleur nach Kattowitz entsandt. Dieser führte in seinem Berichte aus, daß bittere Klagen über den v. T. laut geworden seien. Schmutz und Unordnung herrschten in seinem Bureau, Roheit und Faulheit mit Stolz gepaart seien die ihn treffenden Vorwürfe. Da ein Ortseinwohner für die Wahrnehmung der Postdienstgeschäfte nicht zu finden war, beantragte der Revisor die Übertragung der Postexpedition an einen praktisch durchgebildeten Beamten. Hierauf wurde am 1. Oktober 1851 — also vor 53 Jahren — der Postexpediteur Böhme mit der Verwaltung der Postanstalt betraut. Gleichzeitig wurde ihm ein Unterbeamter, namens Nimmietz, zugeteilt, welcher den inneren und Bahnhofsdienst, sowie die einmalige Ortsbriefbestellung in der Zeit von 3 bis 6 Uhr nachmittags wahrzunehmen hatte. Landbriefbestellung gelangte zunächst nicht zur Durchführung. Auf Grund des Vertrages vom 6. Juni 1851 war das Haus Nr. 83 — das jetzt noch vorhandene Traube'sche Haus — in der Mühlstraße von der Ciele-Windler'schen

Generalverwaltung für 80 Taler angemietet worden. Außer der recht kleinen Wohnung für den Postexpediteur waren noch zwei Zimmer zu Postdienstzwecken vorhanden. Nach etwa einem Vierteljahre trat der Postexpediteur Böhme wegen zu geringer Befoldung aus dem Postdienste aus. In dem dieserhalb an das Reichspostamt erstatteten Berichte bezeichnete die Ober-Postdirektion die Befoldung von 120 Talern in der sehr gewerbereichen Gegend des ober-schlesischen Bergwerksbetriebes, wo der bessere Gruben- und Hüttenarbeiter jährlich nicht unter 300 Taler Einkommen habe, nicht für ausreichend, abgesehen davon, daß der Geschäftsumfang der Postanstalt und infolgedessen die damit verbundene Arbeitsleistung beträchtlich seien. Hierauf wurde das Gehalt des von Kandrzin nach Kattowitz versetzten Postexpeditionsgehilfen Altrock auf das Doppelte, also 240 Taler erhöht. Der Postexpediteur war also trotz der bedeutenden Gehaltsaufbesserung immer noch schlechter gestellt, als ein gewöhnlicher Grubenarbeiter.

Bedeutungsvoll für die Entwicklung des postalischen Verkehrs war der deutsch-österreichische Postvertrag vom 6. April 1850, nach welchem sämtliche zum Verein gehörigen Staatsgebiete ein einheitliches und ungeteiltes Postgebiet bildeten. Die Freiheit des Transits, welche bis dahin vielfach gehemmt war, gelangte damit zur Durchführung. Dazu kamen noch die bedeutenden Ermäßigungen im Tarwesen. Diese Verkehrserleichterungen förderten die auch von der Industrie und dem Handelsstande Oberschlesiens mit Österreich angeknüpften Beziehungen ganz bedeutend.

Diesem Vertrage schloß sich als zweites bedeutungsvolles Werk das Postgesetz vom 5. Juni 1852 an, welches den Postzwang für Reisende, der sich auch im verkehrsreichen ober-schlesischen Industriegebiet als äußerst lästig erwiesen hatte, aufhob und den Postzwang bei Paketen von 40 Pfund auf 20 Pfund herabsetzte.

Im Jahre 1852 wurde die Landbriefbestellung in Kattowitz eingeführt und zu diesem Zwecke ein Landbriefträger überwiesen. Die Dienstgeschäfte verteilten sich damals auf die drei Unterbeamten in der Weise, daß der Paketträger die Ortsbestellung und die Landbestellung in Bogutschütz, Zawodzie, Kunigundehütte und Amandagrube, der Postfußbote, welcher die Post nach der im Jahre 1851 eingerichteten Postexpedition Laurahütte zu bringen hatte, die am Kurse gelegenen Orte Schoppinitz und Kosdzin, und der Landbriefträger die übrigen 30 der Postexpedition zugeteilten Orte zu bestellen hatte. Bis zum Jahre 1854 wurde das Unterbeamtenpersonal noch um einen Ortsbriefträger und einen Landbriefträger verstärkt; hierdurch wurde es ermöglicht, daß außer der bisherigen Ortsbestellung am Nachmittage noch eine Vormittagsbestellung eingelegt und sämtliche Landorte begangen werden konnten, auch wenn keine Sendungen zur Bestellung vor-

lagen, was bisher nicht der Fall gewesen war. Die Zunahme der Dienstgeschäfte bedingte auch die Zuteilung eines Gehilfen mit einem monatlichen Gehalt von 12½ Taler.

Die Entwicklung des Verkehrs in der Zeit vom 1. Januar 1850 bis 31. Oktober 1854 ergibt die folgende, den Akten entnommene Statistik:

Jahr	Gewöhnliche Pakete				Wertpakete				Wertbriefe				Barzahlungen		Gesamt-Einnahme Taler	Bemerkungen
	auf- geliefert	inge- gangen	im Durch- gang	Durch- gang	auf- geliefert	inge- gangen	im Durch- gang	Durch- gang	auf- geliefert	inge- gangen	im Durch- gang	Durch- gang	ein- geliefert	aus- gezahlt		
1850	812	1869	.	35	23	.	1872	113	.	.	.	.	.	.	2423	
1851	1398	2280	588	45	56	67	2439	725	596	27	.	.	.	.	2977	
1852	1528	2857	2420	96	97	154	3664	1294	2650	67	69	69	69	69	3609	
1853	1805	2798	3257	137	142	179	3941	1477	3174	69	59	59	59	59	3915	
1854 bis Okt. einchl.	1903	3519	2720	91	165	127	4413	1389	2039	143	123	123	123	123	3982	für das ganze Jahr 1854 = 4918 Taler, für das ganze Jahr 1855 = 5908 Taler.

Die rasche Entwicklung der Postexpedition, wie sie sich aus der vorstehenden Statistik ergibt, veranlaßte die Ober-Postdirektion, am 6. Dezember 1854 die Umwandlung der Postexpedition zweiter Klasse in eine solche erster Klasse beim Reichspostamt zu beantragen. In der Begründung führte die Ober-Postdirektion folgendes aus: Kattowitz liegt in dem lebhaftesten, gewerbllichsten Teile des Hüttenbezirks von Oberschlesien; es hat viele Steinkohlengruben, Fabriken, Zink- und Eisenhütten, deren Zahl mit jedem Jahre wächst. Es haben da ihren Sitz die sehr bedeutende General-Verwaltung der Windlerschen Gewerkschaften, Gruben, Hüttenwerke, die Bergwerks-Gesellschaft La Montagne, sowie die Administration der oberschlesischen Kofsbahnen. Der Verkehr ist deshalb sehr lebhaft und nimmt mit jedem Monat zu. Kattowitz wächst durch den Neubau von Häusern nach dem früher — gegenüber dem Amtsgericht — isolierten Bahnhofe zu, dort wird die gegenwärtig im Bau begriffene Bahn Nicolai—Katibor münden, von dort verbreiten sich die verschiedenen, teils vollendeten, teils im Bau begriffenen Kofsbahnen nach allen Richtungen des ganzen Hüttenreviers. Es gabeln sich dort die Chausseen Myslowitz—Königshütte und Myslowitz—Siemianowitz—Beuthen. Kattowitz, vor wenigen Jahren noch ein unbedeutendes Dorf, hat derart zugenommen, daß es den Städten beigezählt werden kann. Der lebhafteste industrielle Verkehr hat naturgemäß auf die Entwicklung des Postverkehrs belebend eingewirkt.

Das Reichspostamt entschied hierauf, daß die Postanstalt vom 1. Januar 1855 ab als Postexpedition erster Klasse zu behandeln und die Verwaltung derselben einem Postexpedienten zu übertragen sei. Das Gehalt

des Postexpedienten wurde auf 350 Taler festgesetzt. Außerdem flossen ihm noch die Portokontogebühren in Höhe von 230 Taler jährlich zu, womit er die Bureauausgaben zu bestreiten hatte. Am 1. Januar 1856 erfolgte die definitive Umwandlung der Postanstalt in eine Postexpedition erster Klasse. Die Verwaltung derselben wurde dem Postexpedienten Hanke übertragen.

Inzwischen hatten sich die Dienstgeschäfte derartig gehäuft, daß nach den Berichtsausführungen eines Revisors die beiden Beamten der Postexpedition von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends fast ununterbrochen am Schreibtische sitzen mußten; sie waren daher siech geworden. Trotz ihrer fortgesetzten Tätigkeit war es ihnen nicht möglich gewesen, den Dienst in allen Zweigen nach Vorschrift zu erledigen. Er beantragte daher einen dritten Beamten und die Erhöhung der Vergütung für die Gehilfen auf 180 Taler, da dieselben in dem teuersten Orte Oberschlesiens mit 150 Taler notariß nicht leben könnten. Der dritte Beamte wurde hierauf am 1. September 1855 überwiesen, die Erhöhung der Vergütung aber nur dem älteren Gehilfen zugebilligt.

Dem steigenden Verkehr genügten die in der Mühlstraße gelegenen Diensträume in der Mitte der fünfziger Jahre nur noch unvollkommen. Mit Rücksicht hierauf wurden sie gekündigt. Gleichzeitig wurde mit dem Restaurateur Selten ein vom 1. Januar 1858 gültiger Vertrag abgeschlossen, nach welchem der Postverwaltung in dem unter Nr. 121 des Dorfes gelegenen Hause — dem Breslauer'schen Hause in der jetzigen Grundmannstraße — drei Zimmer nebst Küche zu ebener Erde zu Postdienstzwecken, zwei Zimmer nebst Küche im ersten Stock als Wohnung des Postexpedienten mietweise auf die Dauer von sechs Jahren überlassen wurden. Die Küche wurde den beiden Gehilfen als Wacht- bzw. Wohnzimmer überlassen.

Im Jahre 1858 kam an Stelle des Hanke der Postexpedient Schitting als Leiter der Postanstalt nach Kattowitz.

Am 24. August 1859 wurde die Eisenbahn von Kattowitz über Schoppinitz nach Sosnowitz als Anschluß an die Hauptbahn Warschau—Wien eröffnet. Damit wurde Kattowitz ein wichtiger Grenzpunkt für den Verkehr nach Rußland, welcher sofort einen bedeutenden Umfang annahm. Während Rußland bzw. Ruffisch-Polen hauptsächlich landwirtschaftliche Produkte dem ober-schlesischen Industriegebiet lieferte, fand dieses in dem Nachbarlande ein geeignetes Absatzgebiet für seine industriellen Produkte. Der damit verbundene Zwischenhandel nahm einen starken Aufschwung. Welche Bedeutung diese Bahn hatte, ergibt sich auch daraus, daß sofort bei Eröffnung derselben eine provisorische Zollexpeditionsstelle mit einem Hauptamtskontrollleur, zwei Assistenten, sieben Revisionsbeamten und einem Bureau-diener eingerichtet und daß diese Revisionsstelle bereits 1862 in ein Neben-

zollamt erster Klasse umgewandelt wurde. Die Postexpedition wurde gleichzeitig Auswechslungspostanstalt für Brief-, Paket- und Wertsendungen. Der zunehmende Handelsverkehr machte sich auch postalisch sofort bemerkbar. Während die etatsmäßigen Einnahmen im Jahre 1858 nur 10 184 Taler betragen, stiegen sie 1859 auf 11 161 Taler und 1860 auf 15 846 Taler. Diese bedeutende Verkehrssteigerung machte eine weitere Vermehrung des Personals um eine Unterbeamtenkraft im Jahre 1858 und zwei Beamtenkräfte im Jahre 1859 bezw. 1860 erforderlich.

Trotz der glänzenden industriellen und gewerblichen Entwicklung war Kattowitz auch gegen das Ende der fünfziger Jahre noch ein elendes, schmutziges, polnisches Dorf. Um dem Leser ein Bild von der Arbeit zu geben, welche deutsche Besittung und deutscher Unternehmungsgeist im Laufe von vierzig Jahren in der Südostecke des Reichs zum Wohle und Nutzen unseres Vaterlandes geleistet haben, sei hier eine von dem Sanitätsrat Holke herrührende kurze Schilderung des Ortes aus dieser Zeit eingefügt. Der Genannte schreibt: „hier und da zwischen Bauernhütten mit dem unvermeidlichen Misthaufen vor der Tür und dem rasenbedeckten Keller im Hofe ein städtisches neues Haus mit Blumengarten, neben dem Hotel, aus dessen lichtstrahlenden Saalfenstern klassische Konzertmusik ertönte, die Schenke, worin das vom Geheule trunkener Proletarier begleitete Brummen des Basses und Kreischen der Klarinetten ertönte, die nur schwer dem im Kote steckenden Galmeifarren ausweichende Equipage, hier die Modedame am Arme des Stukzers, dort ein mit beruſtem, leinenen Hemde und Beinkleid, breitkempigem Filzhut und Holzpantoffeln ausgestatteter Arbeiter, das sind Motive für eine Skizze des Malers oder des Geschichtschreibers jener Epoche.“ Mit dem ihm eigenen Humor berichtet Holke weiter von den drei Jahreszeiten in Kattowitz, der kotigen, der staubigen und gefrorenen, und wie die Schrecken der ersteren am Abend stiegen, wenn undurchdringliches Dunkel die Straßenschlünde verräterisch verdeckte und der trügerische schwache Laternenschein trockene Stellen vorgaukelte, auf denen man im Schlamm versank. „Wenn man überhaupt gesehen hat“, fährt er fort, „wie hoch der Schutt hier in fünfzehn Jahren aufgehäuft worden ist, dann begreift man erst, wie es möglich wurde, daß er in Jahrhunderten die Denkmäler alter Kultur vergraben konnte, welche in Kattowitz durch Überschuhe ersetzt wurden, von welchen der Verfasser einst dreizehn Überreste an einer einzigen Stelle mit dem Stoß herausholte.“ (Hoffmann, Chronik von Kattowitz.) Da nach dem alten preußischen Landrechte die Besitzer — polnische Bauern — allein die Lasten zu tragen hatten und darum auch allein die Entscheidung in allen Gemeinde-Angelegenheiten hatten, während die Mieter — die intelligenten Deutschen — nur einen Silber-

großten monatlich zahlten, dafür aber auch keine Rechte hatten, so kann man sich nicht wundern, daß der Ort ein trauriges Aussehen behielt trotz seiner bedeutenden Entwicklung. Wenn Straßenpflasterung beantragt wurde, sagten die polnischen Bauern: „Mögen die Herren nur Wasserstiefeln anziehen“; sollte etwas für Straßenbeleuchtung geschehen, so hieß es: „Mögen die Herren abends zu Hause bleiben oder sich Handlaternen kaufen“. Gesunde Verhältnisse, die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens und der Verkehrsinstitute konnten nur durch die Einführung der Städteordnung geschaffen werden. Bei dem Widerspruche der Mehrzahl der stimmberechtigten Gemeindeglieder war zunächst nicht daran zu denken. Das Eingreifen der Regierung war erforderlich. Dieser Fall trat aber erst ein, nachdem die Regierung traurige Erfahrungen gelegentlich der polnischen Insurrektion gemacht hatte. (Hoffmann, Chronik von Kattowitz.)

Bereits in den Jahren 1861 und 1862 machten sich die ersten Anzeichen dieses Aufstandes bemerkbar. Dazu trat die Viehseuche in Russisch-Polen. Infolgedessen wurde die Grenze zunächst teilweise, dann ganz gesperrt und dadurch der Verkehr nach Rußland, welcher sich nach der Eröffnung der Sosnowitzer Bahn in gradezu glänzender Weise entfaltet hatte, unterbunden und der ausländische Geschäftsverkehr lahm gelegt. Postalisch tritt diese Geschäftsstockung durch ein Sinken der etatsmäßigen Einnahmen in die Erscheinung. Während die Postexpedition im Jahre 1860 15 846 Taler etatsmäßige Einnahmen hatte, beliefen dieselben sich 1861 auf nur 14 797 Taler, 1862 auf 15 173 Taler, 1863 auf 15 273 Taler, um erst im Jahre 1864 mit 16 177 Taler die frühere Höhe zu überschreiten. Einen kleinen Einfluß auf das Sinken der Einnahmen mögen auch die in dem Jahre 1861 durchgeführten Tarifänderungen ausgeübt haben. So setzte das am 21. Dezember 1860 erlassene Reglement das Meistgewicht der Briefe, Drucksachen und Warenproben auf ein halbes Pfund fest, bestimmte, daß das Porto für Drucksachen und Warenproben das gewöhnliche Briefporto nicht übersteigen dürfe, setzte die Prokuragebühr für Postvorschüsse auf  $\frac{1}{2}$  Silbergroschen für jeden Taler oder einen Teil eines Talers fest und regelte die Bestellgebühren für Orts- und Landsendungen. Noch mehr wirkte auf die Einnahmen das Gesetz vom 21. März 1861, nach welchem es nur noch zwei anstatt der bisherigen sechs Gewichtsstufen bei gewöhnlichen Briefen gab. Die dreistufige Entfernungsprogression blieb indessen damals noch bestehen. Gleichzeitig trat eine Ermäßigung des Portos für Kreuzbandsendungen, für Warenproben, eingeschriebene Briefe und Briefe mit angegebenem Werte insofern ein, als auch für diese Sendungen die herabgesetzte Briestaxe in Anwendung kam. Im Weiteren wurde das Orts-

briefbestellgeld abgeschafft. Wenn man in Betracht zieht, daß Tarifermäßigungen in der Regel auch eine Steigerung des Verkehrs im Gefolge haben, so darf wohl behauptet werden, daß der Einnahme-Ausfall in der Hauptsache auf die infolge der Grenzsperrre eingetretene Verkehrsstockung zurückzuführen war.

Die wenngleich nicht bedeutende, so doch gleichmäßig steigende Tendenz, welche die Einnahmen der Postexpedition trotz der ungünstigen Zeitlage aufwies, ferner die fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung von Kattowitz — 3854 im Jahre 1864 gegen 2040 Seelen im Jahre 1852 — begründeten die Vermutung, daß die wirtschaftliche Entwicklung des oberschlesischen Industriegebiets auf gesunden Grundlagen beruhe, und daß sie auch in den nächsten Jahren anhalten würde. Diese Erwägungen sowie der Geschäftsumfang der Postexpedition veranlaßten die Postverwaltung, die Postanstalt im Jahre 1864 in ein Postamt zweiter Klasse umzuwandeln. Die Verwaltung desselben wurde dem Major von Seydlitz übertragen, welcher den Titel Postmeister erhielt. Gleichzeitig fand eine Vermehrung des Beamtenpersonals um eine Kraft statt, da nach dem Berichte eines Aufsichtsbeamten die Postdienstgeschäfte sich derart gehäuft hatten, daß die vier nachgeordneten Beamten zur Ableistung von täglich  $11\frac{1}{2}$  Dienststunden herangezogen werden und auf freie Nachmittage vollständig verzichten mußten. Ein großer Teil der Geschäftsleute und Behörden holte auch damals bereits seine Postfachen ab, so daß der Schalterverkehr ein recht reger war. Die Räumlichkeiten reichten daher nicht mehr aus. Da der mit Selten abgeschlossene Mietsvertrag 1864 seine Endschafft erreichte, so wurde unterm 23. Juni 1864 mit dem Kaufmann und Hausbesitzer Ring für die Zeit vom 1. August 1864 ab auf die Dauer von 12 Jahren ein Mietsvertrag abgeschlossen, nach welchem Ring der Postverwaltung in seinem, dem Bahnhof gegenüber gelegenen Hause 6 Zimmer für Postdienstzwecke und 6 Zimmer im ersten Stock als Dienstwohnung des Postmeisters zum Preise von 550 Talern überließ.

Im Jahre 1865 wurde in Kattowitz eine Telegraphenstation eingerichtet und mit dem Postamte vereinigt. Zur Wahrnehmung des Telegraphendienstes wurden zwei Telegraphenbeamte überwiesen, so daß außer dem Vorsteher sieben Beamte bei der Post- und Telegraphenanstalt beschäftigt waren.

In demselben Jahre wurde ein dritter Ortsbriefträger überwiesen, da die beiden Bestellkräfte bei der großen räumlichen Ausdehnung des Ortes und der großen Zahl der zu bestellenden Sendungen — 4 Zeitungsnummern, 160 gewöhnliche Briefe und Drucksachen, 25 Geldablieferungsscheine, Postanweisungen und Begleitbriefe zu Paketen, 20 Briefe und Zu-

stellungsurkunden — nicht mehr fertig wurden. Die Ortsbestellung fand damals bereits dreimal am Tage, und zwar um 8 Uhr vormittags, 12 Uhr mittags und um 5 Uhr nachmittags statt. Dasselbe Jahr brachte dem Publikum eine weitere Betriebserleichterung insofern, als die Begleitbriefe zu den Bareinzahlungen beseitigt, ein der heutigen Postanweisung ähnliches Formular eingeführt und das gesamte Ein- und Auszahlungsverfahren auf der im allgemeinen noch heute gültigen Grundlage neu geregelt wurde. Zunächst wurde eine Gebühr von 1 Silbergroschen für Beträge bis zu 25 Talern und eine Gebühr von 2 Silbergroschen für Beträge über 25 bis 50 Taler erhoben; aber bereits nach etwa einem halben Jahre wurden diese Gebühren, welche in keinem Verhältnis zu der geleisteten Arbeit standen, auf das Doppelte erhöht. Dazu kamen noch einige Ermäßigungen im Drucksachenporto.

Unmehrer wurde Kattowitz endlich auch zur Stadt erhoben. Namentlich dem Sanitätsrat Holke, dem Generaldirektor der Tiele-Winkler'schen Zentralverwaltung, Geheimen Kommissionsrat Grundmann, sowie einigen anderen hervorragenden Vertretern des Deutschtums war es gelungen, die Frage der Erhebung des Dorfes Kattowitz zur Stadt fortgesetzt in Fluß zu erhalten und die Regierung zu einem entschiedenen Vorgehen in der Angelegenheit zu veranlassen. „Nur eine städtische Verwaltung kann den zahlreichen gebildeten Elementen der Einwohnerschaft das Übergewicht über die Borniertheit der polnischen Stellenbesitzer sichern, die in der jetzigen Gemeindeversammlung das große Wort führen“, schrieb der Landrat Solger in Beuthen. Tatsächlich ging die Regierung nach dem politischen Aufstande energisch vor und genehmigte den Minderheitsbeschluß. Auf Grund der Kabinettsordre vom 11. September 1865 wurde daraufhin der Stadt Kattowitz die Städteordnung verliehen. Damit war der zähe Widerstand der polnischen bäuerlichen Mehrheit gebrochen und die Gemeinde in den Stand gesetzt, aus einem polnischen Bauerndorfe eine deutsche Stadt, ein Sitz der Intelligenz und des Wohlstandes, ein Vorposten deutscher Gesittung zu werden. (Hoffmann, Chronik der Stadt Kattowitz.)

Mit der Einführung der städtischen Verwaltung begann erst die ungehemmte Entwicklung von Kattowitz. Allenthalben zeigte sich eine Rührigkeit und Tätigkeit außergewöhnlicher Art. Bereits im Jahre 1867 kamen zu den 216 vorhandenen bewohnten Gebäuden acht neue Wohnhäuser hinzu. Den Eindruck, welchen das geistige Leben von Kattowitz auf fernstehende damals machte, zeigt deutlich ein Brief von Schulze-Delitzsch an den Sanitätsrat Holke aus dem Jahre 1867. „Alles neu, lauter Zukunft im Erschließen der uralten Schätze längst vergangener Welt-epochen. Und die frische des Werdens auch in dem Leben und Wirken

der Menschen, namentlich der Pioniere des deutschen Geistes.“ Schuck nennt den Ort seinem Äußeren nach den schönsten, bestsituierten Ort des Beuthener Kreises. „Eine schöne neue evangelische Kirche, geschmackvolle Privathäuser modernen Stils, mit zierlichen Gärtchen umgeben, neu angelegte, breite Straßen, lange Reihen neuer Arbeiterhäuser, große Gasthäuser, ein gut gepflegter Park kontrastieren mit dem Überreste des alten Dörfchens Kattowitz.“ (Hoffmann, Chronik der Stadt Kattowitz.)

Infolge der mächtigen Entwicklung der Industrie zogen immer neue Arbeitermassen heran, so daß fortgesetzt neue Gebäude errichtet werden mußten. In den Jahren 1869 bis 1871 wurden etwa 180 Baugenehmigungen erteilt. Bauhandwerker, Arbeiter und Gewerbetreibende ließen sich bei der andauernden regen Bautätigkeit in Kattowitz nieder, so daß die Einwohnerzahl von 5057 im Jahre 1867 auf 10018 im Jahre 1874 stieg. Von großer Bedeutung für die junge Stadt war es, daß sie gelegentlich der Teilung des alten Kreises Beuthen auf Grund des Gesetzes vom 28. März 1875 Kreisstadt und somit Sitz eines Landrats und der Kreisbehörde wurde.

Die damals nicht allein in Kattowitz und Oberschlesien, sondern im ganzen norddeutschen Bundesgebiet bemerkbare Verkehrsentwicklung wurde von der Postverwaltung bedeutend gefördert durch Einführung von Tarifiermäßigungen und durch weitere Ausgestaltung des Landpostwesens. So wurden auf Grund des Gesetzes vom 4. November 1867, welches am 1. Januar 1868 in Kraft trat, die Gebühren für Briefe bis zu einem Lot auf 1 Silbergroschen und bei schwereren Briefen auf 2 Silbergroschen ohne Rücksicht auf die Entfernung festgesetzt. Im weiteren wurden die Tarife für Pakete und Wertsendungen herabgesetzt, das Packkammergeld abgeschafft und die Gebühren für Eilbestellungen neu geregelt. Diese bedeutenden Tarifiermäßigungen führten bei dem Postamte in Kattowitz einen ziemlich beträchtlichen Einnahmeausfall herbei. Während die etatsmäßigen Einnahmen im Jahre 1866 17325 Taler, 1867 19106 Taler betrugten, fielen dieselben im darauffolgenden Jahre auf 17710 Taler, stiegen aber im Jahre 1869 auf 19741 Taler. Zu einem großen Teile darf die Mehreinnahme im Jahre 1869 wohl auf die infolge der Tarifiermäßigungen eingetretene Verkehrssteigerung zurückgeführt werden. Von Einfluß auf die Höhe derselben wird aber auch die Abschaffung des größten Teils der Portofreiheiten auf Grund des Gesetzes vom 5. Juni 1869 gewesen sein. Nach diesem Gesetz wurden nämlich sämtliche Portofreiheiten mit Ausnahme derjenigen der regierenden Fürsten, derjenigen in reinen Bundesangelegenheiten und der Portovergünstigungen der Soldaten beseitigt. Zur Förderung des Verkehrs trug auch nicht wenig die auf Grund der Verfügung vom 6. Juni 1870 eingeführte Postkarte bei.

Im Hinblick auf die fortgesetzte Verkehrssteigerung beantragte das Postamt unterm 14. August 1868 eine neue Beamtenkraft. Nach dem Berichte mußten damals bereits 2 Beamte bei der Annahme und Ausgabe beschäftigt werden, da gegen 200 Zeitungsexemplare und mehrere Hundert Briefe täglich zur Ausgabe gelangten. Die Zahl der Abholer belief sich auf 285. Nachmittags wurden durchschnittlich 50 Geldbriefe und 52 Postanweisungen angenommen. Bereits am 1. September traf die neue Beamtenkraft beim Postamte ein. An Unterbeamten waren damals 3 Ortsbriefträger, 1 Paketbesteller, 5 Paketträger und 4 Landbriefträger angestellt.

Im Jahre 1869 wurde Kattowitz auch Zeitungsverlags-Postanstalt. Am 1. Oktober erschien nämlich der Allgemeine Anzeiger für den ober-schlesischen Industriebezirk, der 1870 an Siwinna überging. Dieser verwandelte das Blatt am 1. Juli 1874 in eine politische Zeitung. Seit Abzweigung des Kreises Kattowitz von dem alten Kreise Beuthen erschien als zweites Blatt das Kattowitzer Kreisblatt.

Inzwischen hatte der Telegrammverkehr gewaltig zugenommen. Die Einnahmen an Telegrammgebühren betragen im Jahre 1869 bereits 2196 Taler; die Zahl der aufgelieferten Telegramme belief sich auf 7139 Stück, der angekommenen Telegramme auf 6513 Stück und der im Durchgang bearbeiteten auf 442 Stück. Drei Leitungen waren in die Station eingeführt. Im Hinblick auf diesen Verkehr und die zunehmende Entwicklung desselben hielt es die Telegraphen-Verwaltung für angezeigt, am 1. April 1869 in Kattowitz eine selbständige Telegraphenstation einzurichten. Zur Unterbringung derselben wurden von dem Partikulier Feige im ersten Stock seines unter Nr. 200 des Ortes belegenen Hauses (Ecke Bahnhof- und Sedanstraße) für den jährlichen Preis von 300 Taler Diensträume sowie eine Wohnung für den Vorsteher der Telegraphenanstalt auf die Dauer von fünf Jahren angemietet. Vorsteher wurde der Telegraphensekretär Militz.

Im Jahre 1870 ließ die Guts herrschaft zwölf für je acht Familien bestimmte Häuser in der Salenzer Vorstadt, 1871 deren elf ebendasselbst und außerdem acht bei Karbowa erbauen. Um diesen Anbauten die Vorteile der Ortsbestellung zu gewähren, wurde eine neue Bestellkraft eingestellt, so daß nunmehr die Zahl der beim Postamte beschäftigten Unterbeamten sich auf 16 belief. Gleichzeitig wurde das Beamtenpersonal um eine Kraft vermehrt, hauptsächlich zu dem Zwecke, um den Amtsvorsteher zu entlasten, welcher bis dahin den gesamten Schriftwechsel allein besorgt hatte. Bei der Neuorganisation der Personalverhältnisse und des Postwesens im allgemeinen wurde die Postanstalt Postamt I. Klasse; der Vorsteher erhielt den Titel „Postdirektor“.

Wichtige Änderungen brachte das Jahr 1871 für den inneren Dienstbetrieb durch Einführung der Postaufträge, durch Änderung der Taxen und durch Abschaffung verschiedener Gebühren. Besondere Arbeit hatte die Einführung des Postauftragsverfahrens für die Beamten des Postamts zunächst nicht im Gefolge, da die hohen Gebühren — Porto und Einschreibgebühr für die Sendung, Postanweisungsgebühr und die besondere Postauftragsgebühr von 6 Silbergroschen die Benutzung dieser Einrichtung stark hemmte. Bedeutungsvoller war die Abschaffung des Landbriefbestellgeldes, nachdem das Ortsbriefbestellgeld bereits anfangs der sechziger Jahre beseitigt worden war, ferner die Ermäßigung des Drucksachenportos und der Gebühr für Warenproben, die Einführung der Postkarte mit bezahlter Antwort und die Neuregelung des Zeitungsbestellgeldes. Gleichzeitig brachte das Gesetz über das Postarwesen im Gebiete des Deutschen Reichs die Gewichtsätze mit der neuen Maß- und Gewichtsordnung in Einklang, während das Postgesetz vom 28. Oktober 1871 das Postregal in betreff des Personenverkehrs beseitigte, die Beförderung politischer Zeitungen, welche nicht öfter als einmal wöchentlich erscheinen, sowie den Vertrieb der öfter erscheinenden Zeitungen innerhalb des zweimeiligen Umkreises ihres Erscheinungsortes freigab. Bei der bedeutenden gewerblichen Entwicklung des neuen Deutschen Reichs, bei der guten Finanzlage desselben konnten bereits in den nächsten Jahren neue bedeutende Taxermäßigungen zur Durchführung gelangen. Für Handel und Verkehr war namentlich die Neuregelung der Taxen für Pakete, wie sie heute noch in Kraft sind, von einschneidender Bedeutung. Durch die Einführung des Einheitssatzes von 25 bzw. 50 Pfennig für Pakete bis 10 Pfund = 5 Kilogramm wurde die Versendung von Waren bedeutend erleichtert; einzelne Zweige der Kleinindustrie konnten nunmehr erst aufblühen, weil ihnen die Möglichkeit gegeben war, ihre Artikel auf einem größeren Gebiete abzusetzen. Verkehrsfördernd wirkte auch in hohem Maße die Herabsetzung der Gebühr für Postkarten von 10 auf 5 Pfennig auf Grund der Verordnung vom 1. Mai 1872, ferner die Erhöhung des Meißbetrages der Postanweisungen und die gleichzeitige Ermäßigung der Gebühr auf 20 Pfennig bei Beträgen bis 100 Mark, auf 30 Pfennig bei Beträgen von 100 bis 200 Mark und auf 40 Pfennig bei Beträgen von 200 bis 300 Mark. Diese letztere Maßnahme hatte eine bedeutende Steigerung der Zahl der Postanweisungen und eine Verminderung der Geldbriefe zur Folge. Hierdurch wurde der Dienstbetrieb bei den Postanstalten einfacher und leichter. Dazu kamen noch die hohen wirtschaftlichen Vorteile dieser Maßnahmen, welche darin bestanden, daß beim Barzahlungsverkehr die Gelder nicht tagelang dem Verkehr entzogen wurden. Schließlich sei noch auf den Weltpostvertrag

hingewiesen, welcher im Jahre 1874 abgeschlossen wurde und in dem die Versendung von Briefpostgegenständen im internationalen Verkehre einheitlich geregelt wurde. Die Durchführung des freien Transits und die damit verbundene Beschleunigung in der Beförderung der Sendungen, sowie die erhebliche Ermäßigung der Gebühren wirkten mächtig fördernd auf die internationalen Beziehungen des Handels. Namentlich auch für das oberschlesische Industriegebiet, welches in nahen Beziehungen zu Rußland stand, waren diese Verkehrserleichterungen von großem Vorteile.

Leider enthalten die Akten des Postamts aus jener Zeit keine Statistiken. Es ist daher nicht möglich, zahlenmäßig die Bedeutung dieser Tarifänderungen, die Entwicklung des Verkehrs bezüglich der einzelnen Versendungsgegenstände nachzuweisen. Wir können uns daher nur auf die Wiedergabe der etatsmäßigen Einnahmen des Postamts beschränken. Dieselben stiegen von 19741 Taler im Jahre 1869 auf 20054 Taler im Jahre 1870, 22424 Taler im Jahre 1871, 26867 Taler im Jahre 1873 und 33963 Taler im Jahre 1874. Nach dieser Steigerung der Einnahmen zu urteilen, muß die Verkehrsentwicklung beim Postamte eine ganz erhebliche gewesen sein.

Inzwischen hatte sich der zum Landbestellbezirke gehörige Ort Bogutschütz derartig entwickelt, daß die Verwaltung dazu überging, am 15. Februar 1873 daselbst eine Postagentur einzurichten, welche im Jahre 1904 in ein Postamt III umgewandelt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

## Stimmungsbilder von der schlesisch-russischen Grenze.

Von

Bürgermeister Arthur Wiczorek in Landsberg O.-S.

Es wird vielfach der Vermutung Raum gegeben, daß die in die Tagesblätter gelangenden Nachrichten über die äußerst ungünstigen Folgeerscheinungen der Mobilisierung in Russisch-Polen zum großen Teil übertrieben, oft überhaupt unwahr seien. Auf Grund eigener Wahrnehmungen und Beobachtungen, sowie zuverlässigster Informationen können die verschiedenen Mitteilungen über die geäußerten traurigen Erscheinungen leider nur bestätigt werden. Selbst die in Russisch-Polen erscheinenden Zeitungen, die doch bekanntlich der strengsten Zensur unterliegen, bringen entweder Originalartikel über die entsetzlichen Zustände oder — freilich gefürzte — Auszüge, besonders aus

deutschen und österreichischen Blättern, ein Umstand, der wohl darauf schließen läßt, daß die Zustände dortselbst sicherlich höchst trostloser Art sein müssen und daß die Zensurbehörden gewiß andere wichtigere Arbeiten zu erledigen haben, als die früher so sehr geübte drakonische Überwachung der Presse. Es soll damit freilich nicht etwa gesagt werden, als ob für die in Russisch-Polen erscheinenden Tagesblätter eine neue Ära anbrechen sollte. Nimmermehr! „Nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe“ ist es zu danken, daß gegenwärtig eine größere Freiheit der Presse gestattet ist. Dabei geschieht es freilich, daß in Anbetracht der für die Redaktionen momentan günstigen Konjunkturen manche Redakteure die russischen Zustände wahrheitsgetreu schildern, dafür aber in so empfindliche Strafen genommen werden, daß ihnen die Lust zu weiteren „wahrheitsgetreuen“ Schilderungen vergeht.

Was nun die Desertionen anlangt, so dürfen wohl die Monate Oktober und November das größte Kontingent an Deserteuren geliefert haben. Der überwiegend größte Teil dieser fahnenflüchtigen Russen überschreitet die österreichische Grenze, weil sie in Österreich weniger großen Belästigungen ausgesetzt sind als in Preußen. Auch ist das Helfersystem betreffend die Flucht in Österreich ein so verzweigtes und — man möchte sagen — genau geregeltes, daß ein schnelleres Fortkommen ermöglicht wird. Freilich muß diese Fluchtvermittlung oft recht teuer bezahlt werden, denn die zum größten Teil aus Kaufleuten bestehenden Vermittlungspersonen, die entweder heruntergekommene Spekulanten oder aber auch in äußerst glänzenden Vermögensverhältnissen befindliche Großkaufleute sind, wissen ihre Opfer in so unverschämter Weise zu prellen, daß für den Flüchtling oft nicht mehr als das Reisebillet und das Zehrgeld für nur wenige Tage übrig bleibt. Die noch dunklen Nächte werden zum Grenzübergange fleißig ausgenutzt, und durfte wohl Mitte Dezember und Anfang Januar ein kleiner Stillstand eintreten. Trotzdem wagen, wie die Erfahrung es lehrt, viele Personen, bei hellstem Mondschneide und trotz strengster Bewachung das unerlaubte Überschreiten der Grenze, wobei manche Kugel aus dem Gewehr des Grenzbeamten ihr Ziel erreicht.

Ein weiterer Umstand für den Übergang der Deserteure nach dem österreichischen Gebiet ist die Tatsache, daß viele galizische Tagesblätter, welche zum größten Teile in polnischer Sprache herausgegeben werden, die Desertionen der russischen Militärpflichtigen gutheißen und durch Abbildungen vom Kriegsschauplatz Gräuelszenen zum Besten geben, die nur der Phantasie irgend eines sensationslüsternen Berichterstatters entspringen. Derartige, mit Abbildungen versehene Schilderungen werden nun von gewissenlosen Agenten trotz strengster Kontrolle über die Grenze geschafft und massenhaft

in Russisch-Polen verteilt. Scenen schrecklichster Art werden dadurch in den Familien erregt, und die unausbleibliche Folge ist die Flucht der militärpflichtigen Leute, die bereits mit den Adressen der im Auslande auf sie wartenden Personen versehen sind und sich ihnen blindlings anvertrauen.

Merkwürdig ist die Tatsache, daß die schlesische Grenze von russischer Seite aus schärfer bewacht wird als die österreichische Grenze, was schon daraus hervorgeht, daß die Zahl der russischen Grenzwachtürme nach der preussischen Grenze zu eine größere ist und schließlich immer wieder noch eine Vermehrung erfährt, während in der Richtung auf die österreichische Grenze zu große Strecken ohne derartige Türme vorhanden sind. Aber auch der an letztgenannter Grenze geübte Überwachungsdiens durch die russischen Grenzsoldaten läßt erkennen, daß auf dieser Seite weniger rigoros vorgegangen wird als an der deutschen Grenze. Es sind dies nicht subjektive Ansichten, sondern diese Mitteilungen stützen sich auf Vorkommnisse verschiedenster Art, die keinen Zweifel an einer objektiven Beurteilung dieses Umstandes aufkommen lassen. Die Gründe für eine verschiedenartige Überwachungsart der Grenze sind uns völlig unbekannt, da die etwaige Mutmaßung, daß vielleicht auf preussischer Seite das Schmuggelwesen in ausgedehnterem Maßstabe betrieben werden dürfte, eine völlig irrige ist, indem es erwiesen ist, daß auf österreichischer Seite ein vielleicht noch größerer Schmuggel als wo anders in Scene gesetzt wird. Vielleicht dürfte die Ansicht die richtige sein, daß anfänglich über Deutschland viele Deserteure ihren Weg wählten, um England eher zu erreichen. Da aber die englischen Behörden vielfach Schwierigkeiten bereiteten, so wird in neuerer Zeit der Süden Europas gewählt, wo entweder die Flüchtlinge sich dauernd niederlassen oder von Triest oder Fiume aus auf Transportdampfern nach Amerika sich begeben.

Neuerdings mehren sich die Fälle, wonach Militärpflichtige, welche die Einberufung nach dem Kriegsschauplatze zu gewärtigen haben, in arger Weise Selbstverstümmelungen begehen, um so der Einberufung enthoben zu werden. Es handelt sich da zumeist um solche Leute, denen nicht die geringsten Barmittel zur Ausübung der Flucht zur Seite stehen oder welche aus Furcht vor der beim Mißlingen der Desertion zu erwartenden Strafe auf heimatlichem Boden zurückbleiben. Vielfach aber sind es die Angehörigen selbst, welche trotz ihrer gutsituierten Verhältnisse den Militärpflichtigen mit Reisemitteln nicht versehen und ihn schließlich mit Gewalt an der Flucht hindern. Diese oft mißverständene Handlungsweise findet ihre Erklärung darin, daß vielfach durch persönliche oder schriftliche Mitteilung seitens der Behörden den nächsten Angehörigen des einzuberufenden Mannes die persönliche Vorführung des Letzteren vor die Militärkommission

zur Pflicht gemacht wird und daß bei einem etwaigen Verschwinden des Gestellungspflichtigen die Angehörigen neben der Konfiskation der Güter die Deportation zu erwarten haben. Diese Androhungen treffen aber zumeist nur die begüterten oder solche Angehörige, denen eine Beihilfe zur Flucht zugemutet wird. Wenn jemandem ohne besonders vorangegangene behördliche Androhung die Begünstigung zur Desertion nachgewiesen wird, so kann der Schuldige nur mit schweren Geld- und Freiheitsstrafen belegt werden; dagegen erfolgt auf keinen Fall die so gefürchtete Strafe der Deportation. Was nun die Selbstverstümmelungen betrifft, so werden mit Vorliebe ein oder mehrere Glieder der linken Hand schwer verletzt oder gar abgehakt, oder es werden schwere Beinwunden dem Körper beigebracht. Selbstverständlich werden solche Leute, denen die Selbstverstümmelung nachgewiesen wird, äußerst streng bestraft. Es sind uns aber zwei Fälle bekannt geworden, wonach trotz der Verstümmelung die Einberufung der Interessenten erfolgt ist, indem einer derselben trotz des vorsätzlichen Verlustes des kleinen Fingers der linken Hand nach dem Kriegsschauplatz befördert wurde, während der andere Selbstverstümmeler nach dem tiefen Rußland beordert wurde, um trotz der Beinwunde, die er sich beigebracht, der Grenzbesatzung eingereicht zu werden.

Die vielfachen Ausschreitungen, welche angesichts der Mobilisierung in Russisch-Polen vorgekommen sind, scheinen die zuständigen russischen Behörden einerseits zu energischen Maßregeln bei dem Zusammensein der Reservisten veranlaßt zu haben. Andererseits ist aber in Betreff der Vorarbeiten zur Einberufung der Kriegspflichtigen eine mildere Form zu konstatieren, indem die einzelnen Gemeindebehörden in weniger rigoröser Weise die Militärpflichtigen ihre „Opfer“ für die patriotische Sache zu gewinnen suchen, indem durch allgemeine Belehrungen und Versprechungen die vorhandenen Schwierigkeiten zu beseitigen der Versuch gemacht worden ist. So sollen denjenigen Leuten, welche am Kriege teilgenommen haben, Grundstücke auf viele Jahre ohne Zahlung eines Pachtgeldes überwiesen werden. Kehrt der Feldzugsteilnehmer verwundet oder durch die Strapazen des Krieges als Invalide daheim, so soll ihm das betreffende Grundstück, welches ihm in Aussicht gestellt worden ist, als unbestrittenes Eigentum überwiesen werden. Ob auf diese Art und Weise die Zahl der Flüchtlinge sich stark vermindern wird, kann vor der Hand nicht gesagt werden. So viel aber steht fest, daß die Zahl der Deserteure eine so große ist, daß diese Grundstücksversprechungen, wenn sie wirklich gut gemeint sind, viel zu spät kommen. Vielleicht ist diese Maßregel speziell nur für das Gouvernement Kalisch bestimmt, welches bis jetzt eigentlich von der Mobilisierung verschont geblieben ist, in Kürze aber wohl dieselbe in Scene setzen dürfte.

Zu verwundern ist es mitunter nicht, wenn ein förmliches Grauen die soldatische Bevölkerung vor der zu erwartenden Einberufung nach der Mandchurei befällt. Nicht allein die fast unbezwingbare Tapferkeit der Japaner und die Furcht vor deren todesmutigem Vorgehen bildet das Entsetzen, sondern auch die Schilderungen der vom Kriegsschauplatz heimgekehrten verwundeten Krieger über die Art der Verwundungen, ganz besonders aber die Mitteilung über die spottenden Zustände des Transportes und namentlich der Verpflegung wirken deprimierend auf das Volk. Schreiber dieser Zeilen hat vor kurzem Gelegenheit gehabt, auf einem Dominium in Russisch-Polen einen erst kürzlich vom Kriegsschauplatz zurückgekehrten Krieger, der im August bei einem schweren Ansturm durch die Japaner eine schwere Schußwunde unterhalb dem Knie davongetragen, zu sprechen. Die einfachen und glaubwürdigen Schilderungen des zum Krüppel gewordenen Mannes, der von Beruf Kutscher ist, erwecken allgemeines Mitgefühl für die russischen Soldaten. Als der Krieger den verhängnisvollen Schuß erhalten hatte, verlor er bald die Besinnung und dürfte wohl so 24 Stunden ohne jede Hilfe gelegen haben. Als er erwachte, bemerkte er, nachdem er sich mühsam fortgeschleppt hatte, einen Kameraden in seiner dichtesten Nähe, dem durch eine Granate die Beine und Arme weggerissen worden waren. Das Schlachtopfer bat unseren Gewährsmann in einigermaßen verständlicher und furchtbar stöhnender Weise, ihn durch einen Pistolenschuß von seinen fürchterlichen Schmerzen zu befreien. Die eigene Verwundung und das durch den Fieberzustand noch vermehrte Mitleid ließen den Angeflehnten ein daliegenes Gewehr ergreifen und den Kolben desselben auf den Kopf des so furchtbar Verwundeten niedersaufen. Die Qualen waren zu Ende! Grauenhaft sind sodann seine Schilderungen über den mit einer großen Anzahl anderer Verwundeter ausgeführten Transport. Unter den Letzteren befand sich ein zu Tode verwundeter Offizier, dessen Leib von Kugeln durchbohrt war. Seiner wiederholt ausgesprochenen Bitte um Befreiung von seinen fürchterlichen Qualen wurde von einem den Transport begleitenden Offizier durch Abgabe eines Pistolenschusses entsprochen! — Ganz besonders betonte unser Krieger, daß die Zahl der Ärzte und Krankenpfleger in diesem Kriege eine völlig unzulängliche ist. Fast volle zwei Tage hatte es gedauert, ehe er mit den anderen in Mitleidenschaft gezogenen Kameraden verbunden wurde. Die Kleidung der einige Wochen den Feldzug mitmachenden Soldaten sei eine derartige, daß sie jeder Beschreibung spotte. Das Schuhzeug sei bei ihrer Einberufung bezw. Einbekleidung vorzüglich gewesen, dann aber nach den vielen Strapazen zum großen Teile nicht oder vielfach durch solches Material ergänzt worden, daß nach kurzer Zeit von einer Fußbekleidung kaum noch die

Rede sein konnte. Ergreifend schildert der verwundete Krieger den unter großen Gefahren und Umständlichkeiten ausgeführten Rücktransport, auf dem über die Hälfte der Verwundeten starben, was vielfach auf das Konto der Art und Weise des Transportes zu setzen war. Über die Frage der Versorgung des nunmehrigen Invaliden äußert sich derselbe, daß ihm vom Staate vorläufig nichts zugesagt sei und daß er sich noch glücklich fühle, daß sein früherer Arbeitsgeber ihn mit seiner Ehefrau und sechs Kindern wieder in seine Dienste genommen habe.

Derartige Schilderungen, welche sich auch noch in unzweideutiger Weise über die mangelhafte Verpflegung der feldzugsteilnehmer verbreiten, sind unzweifelhaft dazu angetan, der Flucht der Militärpflichtigen keinen Einhalt zu tun. Ein ferner günstiges Moment für die Desertion bildet die Bestimmung, daß jede Gemeinde an die Familie der zur Fahne einberufenen Reservisten Unterstützungen zu zahlen hat, welche der Staat nicht ersetzt. Da aber durch die große Zahl der Einberufenen die Gemeinde zu sehr in Anspruch genommen werden würde, sie selbst aber durchaus leistungsunfähig ist, so wird so gut wie gar nichts für die betroffenen Familien getan, weshalb selbst ganze Familien mit ihren Ernährern über die Grenze flüchten, um im Auslande ihr Brot zu finden.

Die von den Deserteuren am meisten bevorzugten Übergangsstellen in Oberschlesien sind Myslowitz, Dr. Herby und Landsberg O.-S., indem entweder die in der Nähe sich befindlichen russischen Zollkammern von den Flüchtlingen, die mit falschen Grenzlegitimationscheinen versehen sind, passiert werden, oder mit Hilfe von Schmugglern oder anderen gut bezahlten Personen und oft unter Bestechung der Grenzsoldaten an verbotenen Stellen der Grenzübergang unternommen wird, der freilich oft von einem tragischen Ausgange begleitet ist.

Die fast panikartige Flucht der Militärpflichtigen aus Russisch-Polen übt aber auch mitunter auf den Geist und die Disziplin der Grenzsoldaten einen gerade nicht vorteilhaften Einfluß aus, und ist es daher nicht zu verwundern, wenn auch öfters Fälle zu konstatieren sind, wonach der Grenzsoldat seine militärische Ausrüstung von sich warf und nach Überschreitung des Prosnaflusses auf oberschlesischen Boden sich begab, um von hier aus seinem zumeist unbestimmten Ziele zuzusteuern. In den meisten Fällen aber verleugnen diese Leute durch ihr ganzes Benehmen und durch ihre Kleidung ihren militärischen Charakter nicht, weshalb vielfach ihre Festnahme und damit ihr zwangsweiser Abschub nach dem nächsten Kordon (russische Grenzwahe) erfolgt.

Zum Schlusse sei eines mir erzählten Vorfalles erwähnt, der auf die allgemein verworrenen Verhältnisse in unserem benachbarten Grenzrayon

ein charakteristisches Licht wirft. Ein Trupp flüchtiger Militärsleute in ungefährer Stärke von 28 Mann hatte im Radomsker Bezirk sich an eine im Schmugglerhandwerk geübte Person gewandt, welche in der Nacht die Flüchtlinge über die Grenze schaffen sollte. Nach langem Feilschen und Handeln wurde pro Kopf eine Entschädigung von 5 Rubel dem Helfer zugesprochen, indem sofort die Hälfte — nämlich 70 Rubel (etwa 150 Mark) — als Anzahlung verabsfolgt wurde. Etwa eine Stunde vor Erreichung der oberschlesischen Grenze verschwand der führende Schmuggler in einem Wäldchen auf Nimmerwiedersehen und die ortsunkundigen und Verrat fürchtenden Deserteure fielen bald darauf einer Grenzpatrouille in die Hände, die aber — vielleicht aus Furcht vor der Übermacht — von jedem Mann je 3 Rubel sich geben und die Leute ungehindert ziehen ließ. In steter Furcht vor Überraschungen und befürchtend, daß ihnen beim Mißlingen ihres Planes das ganze Geld abgenommen werden würde, übergaben sie auf den Vorschlag eines der flüchtenden Individuen dem letzteren ihr sämtliches Bargeld in Höhe von mehreren hundert Rubeln, um noch vor Morgengrauen zu bemerken, daß ihr „Kassierer“ mit dem Gelde verschwunden war und wohlbehalten mit seiner Beute die Grenze erreicht haben dürfte, während die so vielfach geprellten Deserteure den Rückgang anzutreten gezwungen waren.

---

## Soziale Fürsorge im Industriebezirk.

Von

Schiller, Gotschdorf i. Rief.

**D**as am 1. Januar 1904 in Kraft getretene „Fürsorgegesetz“ will die Jugend vor Arbeitsüberbürdung schützen. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß körperliche Arbeit der Jugend überhaupt nicht zuträglich sei. Das Gegenteil ist richtig. Mäßige körperliche und geistige Arbeiten sind die wichtigsten Erziehungsmittel der Menschheit. In der Volksschule wird nur der Geist beschäftigt. Der überwiegend größte Teil des jugendlichen Volkes unseres Industriebezirkes vertrödelt die schulfreien Nachmittage ohne jegliche Beschäftigung.

Um der glühenden Sommerhitze des vierten Stockes oder Hinterhauses zu entgehen, verläßt das oft wenig beaufsichtigte Kind der Arbeiterbevölkerung die väterliche Wohnung. Da es nicht gezwungen ist, den Eltern Rechenschaft über Aufenthalt, Tun und Treiben während der langen Abwesenheit zu

geben, bummelt es plan- und ziellos die Straßen der Industrieorte entlang. Jede Straßenecke vermehrt die zusammengelaufene Gesellschaft um einige Glieder. Mancher Plan wird da erwogen, manche Dummheit und Unart von der bunten Rote ausgeführt. Voreilige und freche Burschen gehen mit bösem Beispiel voran. Falscher Ehrgeiz veranlaßt gutmütige Elemente zur Nachäferung. Schnell ist das Söhnchen ordentlicher Eltern verdorben. Erstaunt fragen sie dann: „Woher, mein Kind, bringst Du diese Ungezogenheiten mit?“ In banger Sorge beraten sie, wie das Kind der Straße fern zu halten sei. Wäre ein Gärtchen vorhanden, so könnte dem Übel gleich gesteuert werden. Ein einfacher Sandhaufen im Hofe genügte schon vollauf, dem Arbeitstriebe der Kleinen genügend gesunde Nahrung zu bieten.

Um den verheirateten Arbeitern der Donnersmarckhütte Gelegenheit zu geben, ihre Kinder vor den sittlichen Gefahren des Straßenlebens zu bewahren, gründete der Generaldirektor Hochgesand eine Gartenbauschule. Dieser Mustergarten breitet sich inmitten des herrlichen Parkes der Hütte aus. Jedes Arbeiterkind der Donnersmarckhütte darf unter liebevoller Leitung seine nach Beschäftigung lechzenden Muskeln im Garten fleißig bewegen, seine kleine Lunge in der frischen, staubfreien Parkluft nach Herzenslust baden und das frohe Gemüt an dem lieblichen Gesang der Vögel erquicken. Welch edle Freude empfindet es, wenn es sieht, wie jedes mit eigener Hand gesetzte Pflänzchen wächst, blüht und Früchte trägt. Wie wehe tut es ihm, wenn der unachtsame Nachbar seine Pfleglinge zertritt. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Schüler dieses Mustergartens einst die Rohheit begehen kann, junge Bäumchen des fremden Obstgartens oder der Chaussee mutwillig zu knicken.

Neben den in dieser Hinsicht bevorzugten Arbeiterkindern der Donnersmarckhütte leben Tausende, die sich solcher Fürsorge nicht erfreuen dürfen. Wäre es nicht ein Segen für die zukünftigen Bewohner des Industriebezirkes, wenn sich auch ihnen Schulgärten aufstäten! Vereinigen doch diese Veranstellungen eine Reihe Erziehungsmittel in sich. Sie sind „in erster Linie ein Mittel für Erziehung, in zweiter für Verstandesbildung, in dritter für Beibringung naturgeschichtlicher und naturkundlicher Kenntnisse, in vierter Linie ein Mittel zur Beibringung praktischer Kenntnisse und Fertigkeiten“ und in fünfter Linie ein nicht zu unterschätzender Faktor der Gesundheitspflege. Soll der Schulgarten allen Kindern zugänglich gemacht werden, dann muß er eine Veranstaltung der Kommune sein.

Der schlesische Ort, welcher die ersten Schulgärten anlegte — er ist auch der einzige bis jetzt geblieben — ist die Stadt Breslau. Auf Anregung des Oberbürgermeisters Dr. Bender wurde im Jahre 1900 der städtische Lehrer Ernst mit der Aufgabe betraut, die Einrichtung und Leitung eines

Mustergarten zu übernehmen. Der Versuch gelang aufs beste, so daß sich der Magistrat veranlaßt sah, die Zahl der Anlagen zu vermehren. Die Größe derselben schwankt zwischen 750 + 4000 Quadratmetern. Die Kosten der ersten Einrichtung hängen von der Länge, der Güte und Art der Umzäunung und der inneren Einrichtung ab. Zur inneren Einrichtung gehört eine Laube, ein Schuppen zum Aufbewahren der Gartengeräte, verschiedene Sträucher und Zwergobstbäume auf die Rabatten zu beiden Seiten des Hauptganges, eventuell eine Wasserleitung oder Tonnen zur Aufbewahrung und zum Erwärmen des zum Gießen zu verwendenden Wassers während der heißen Jahreszeit. Die Laube kann gleichzeitig zur Gerätekammer eingerichtet werden, indem sie mit beweglichen, verschließbaren Läden und einer verschließbaren Tür versehen wird. Die laufenden Ausgaben für Dünger, Sämereien und Pflanzen sind nicht bedeutend.

Die Bewirtschaftung eines solchen Schüलगartens kann derart gehandhabt werden, daß die Schüler den Garten gemeinschaftlich bebauen und den Ertrag gleichmäßig untereinander verteilen. Die Leiter der Breslauer Gartenbaustationen verteilen den ihnen zur Verfügung stehenden Raum gleichmäßig unter die ihnen überwiesenen Schüler. Die Größe eines Schülerbeetes beträgt 6 bis  $7\frac{1}{2}$  Quadratmeter. Diesen Raum hat der Schüler unter der Anleitung des Lehrers selbst zu graben, zu ebnen, zu bepflanzen und zu pflegen. Den Ertrag darf er selbst abernten und den Eltern überbringen.

Wenn man beobachtet, mit welcher Lust und Liebe die Kleinen in dem Garten verweilen, das ihnen angewiesene Beet bebauen und pflegen, wenn man sieht, mit welchem glückstrahlendem Gesicht der kleine Gartenbauer die geernteten Radieschen, Oberrüben, Mohrrüben, Gurken, Zwiebeln und dergleichen der am Zaune harrenden Mutter überreicht, wird man recht ermessen, welche kostbare Freudenquelle, welche vorzügliche Bewahranstalt der Schüलगarten den Ärmsten der Großstadt, des Industrieortes bedeutet.

Die Schüलगartenidee ist kein Produkt der Gegenwart, das in der Praxis noch zu erproben ist. Ihr Vater ist Comenius. Einen Versuch zur Verwirklichung derselben unternahm zur Zeit des dreißigjährigen Krieges der Gothaer Rektor Reyher. Obwohl Franke, Pestalozzi und Fröbel die Schüलगartenidee mit gutem Erfolge in die Praxis umsetzten, ist dieselbe über die Grenzen der von ihnen gegründeten Anstalten praktisch nicht hinausgedrungen. Erst in der neuesten Zeit hat man jene Bestrebungen in Deutschland wieder aufgenommen.

Vorbildlich wirkte das Beispiel Schwedens durch die gesetzliche Einführung seiner Schüलगärten, deren es im Jahre 1881 schon über 2000 besaß. Übertroffen wird diese Zahl von Frankreich und Belgien. In

diesen Ländern gehört der Schulgarten zu den obligatorischen Lehrmitteln, der Unterricht im Gartenbau bildet ein obligatorisches Schulfach.

Österreich bestimmt durch das Reichsschulgesetz vom Jahre 1869, daß „tunlichst bei jeder Landschule ein Garten und eine Anlage zu landwirtschaftlichen Versuchszwecken vorhanden sei“. Die Schulordnung vom 28. August 1890 verlangt die Anknüpfung des naturkundlichen Unterrichtes „am besten an einen zeit- und ortsgemäß eingerichteten Schulgarten“.

Den praktischen Wert eines Schulgartens veranschaulichte der Gymnasialdirektor Dr. Schwab durch die Vorführung eines Modellschulgartens auf der Wiener Weltausstellung im Jahre 1875. Das Verdienst, den Ausbau der Idee durch Wort und Schrift erfolgreich gefördert zu haben, gebührt dem Professor Langauer und dessen Zeitschrift „Der Schulgarten“.

In Preußen begann man zunächst damit, verschiedene höhere Lehranstalten mit Schulgärten auszustatten. Dieselben haben nach dem Ministerial-Erlaß vom 29. November 1889 den Zweck, „die Naturgegenstände selbst dem Schüler näher zu bringen“, die Anstalt mit dem notwendigen Anschauungsmaterial zu versorgen und dem Schüler ein Bild von den Lebensgemeinschaften, die die Pflanzen in der Natur bilden, zu geben. Der erste Schulgarten dieser Art in Oberschlesien wurde am Gymnasium zu Gleiwitz eingerichtet.

Nachdem durch die Fürsorge der Unterrichtsverwaltung die Schulgartenfrage an den höheren Lehranstalten einer baldigen Lösung entgegengeht, dürfen wir wohl annehmen, daß bald Mittel und Wege gefunden werden, um der Volksschule der Großstadt, der Industriegegend und des mit Landwirten bewohnten Dorfes dieses wichtige Erziehungs- und Bildungsmittel zugänglich zu machen.

Für Industriebezirke wird die Anlage von Schülergärten zur zwingenden Notwendigkeit. Wir glauben nicht zu übertreiben, wenn wir behaupten, daß mit der Begründung von Schulgärten im Industriebezirk die Zahl der dem Strafrichter verfallenden Schüler abnehmen würde.

Da unsere Ausführungen keine erschöpfende Darstellung der Schulgartenfrage bezwecken, vielmehr nur auf eine neue Seite der sozialen Fürsorgebestrebungen aufmerksam machen wollen, empfehlen wir Interessenten folgende Werke zum Studium:

1. Beyer, Dr. Otto W., Die erziehende Bedeutung des Schulgartens. Langensalza.
2. Kolb, Der Schulgarten. Stuttgart.
3. Schwab, Der Schulgarten. Wien.
4. Cronberger, Der Schulgarten des In- und Auslandes. Frankfurt a. M.

5. Jahn, C. L., Der Schulgarten. Beschreibung der im Schulgarten des Humboldthains der Stadt Berlin für Schulzwecke angebauten Pflanzen nebst einem Vorwort über Bedeutung und Einrichtung von Schulgärten im allgemeinen.
  6. Pilz, Aufgaben und Fragen für Naturbeobachtungen.
-

## Der Nickel kimmt!

Von

Robert Sabel, Breslau.

**H**hr Kinder! 'ne sitte Kälde! Breits  
 Die ganze, lange Wuche schneit's!  
 Jedennoch oder: ma macht sich worm;  
 Denn fleißig ihren storcken Orm  
 Schwingen se derhingen ei der Scheune  
 Schun seit früh um a Vertel uff Neune.  
 Der Voater ihs goar roasnig strenge!  
 Bei dam gibt's äbenst kee Gefitze!  
 Und uff de Länge  
 Kummen se olle eis Geschwiße.

Na, und de Klenn' ei der Stube siehlen  
 Sich rüm mim Karo uff a Dielen.  
 De Uffsicht führt de Mutter;  
 Se macht Putter,  
 Und iße — 's hoot irscht Dreie geschloan —  
 Zündt se schun de Lampe oan  
 Und macht Feuer  
 Und setzt Kartuffeln uff de Plotte  
 Und dankt eim stillen 'm lieben Gotte,  
 Doß se gutt gerutt sein heuer.  
 Wie se brodeln! Wie se plackern!

Nu hiert ma derhingen 's Scheuntur knackern.  
 Nu kummen se holb derhungert rei, mit Lachen,  
 Und tun sich hinger a Tiesch glei machen.  
 Der Ollerlekte ihs der Voater.  
 Doch kaum, wie a tritt zur Türe rei,  
 Do springt oß glei  
 Dar ale Koater

Runder vu sem Lieblingsplotze  
 Mit em riesengrußen Soße!  
 A weß's: Der Voater ihs kee guder!  
 Dar räseniert: „Du fauler Bruder!  
 Du kennst doch lieber Mäuse fangen,  
 As wie da ganzen, lieben, langen  
 Nachmitts uff der Ufenbanke ruh'n  
 Und nischte tun!“

Und wie de Kartuffeln verspachtelt sein,  
 Do hüllt sich der Voater ei a Schofpelz ein  
 Und wiel amol zum Nupper gieh'n  
 Und sahn, wie durte die Sachen stiehn.  
 De Kinder, de klenn' und de grußen,  
 Die tun sich heimlich stußen  
 Und sahn anander oan:  
 „Woas mag ock doas zu bedeuten hoan?“  
 Denn suster bleit der Voater immer  
 Hübsch derheem ein wormen Zimmer,  
 Und drückt hernochern  
 De Ufenbank, wu der Koater gefassen,  
 Und tut jeden Tag noch 'm Obendassen  
 A Pfeifel guden Knaster roochern.

Und kaum ihs a nausgewuscht, der Voater,  
 Do schnurrt und surrt und spinnt der Koater,  
 Und macht senn alen Puckel krumm  
 fer lauter freedde und ihs ni tumm  
 Und hoppst uffs Bänkel wieder nuff.

Uff eemol — hurch — hu, hu! —  
 Woas gieht do zu? —  
 Oans Fenster gibt's vu draußen enn Puff!  
 's brummt woas, wie a aler Bär,  
 Und 's roffelt wie mit Keeten schwer,  
 Und urbern tut's und trampeln und schütteln,  
 As tät's zah'n fuder Steene schütteln!  
 Und de klenn' Kinder —  
 De grußen ni minder —

Sein ver Angst mäufelstill ei em Tu  
 Und rücken nohnde uff anander zu.  
 Uff eemol — der Daus! —  
 Do plozgen se raus:  
 „Der Nickel kimmt! Der Nickel kimmt!“  
 De mehrschten derschrecken  
 Und wulln sich verstecken!  
 Do hultert's und pultert's schun rei eis Haus  
 Und reißt urnär de Stubentür aus,  
 Und platscht uff eemol der Länge lang  
 Uff de Dielen hien und prüllt derbei,  
 As wärsch a wilder Löwe glei.  
 Und ach! Da Puzeln ihs angst und bang!  
 Sugoar dar ale Koater derschrickt.  
 Denn kaum hoot a die Gestalt derblickt,  
 Do springt a pluze wie mim Blitze  
 Ock runder vu sem wormen Sitze  
 Und miaut und tut de Gusche verziehn  
 Und weeff ver lauter Schreck ni: wuhien!

Tu hoot sich die wilde Gestalt derhoben.  
 Uj Jess! Uj Jess! Ma selld's ni glooben:  
 Enn Hutt treet dar Nickel, enn schworzen, grußen,  
 A tut urnär oan de Volken stußen!  
 's ganze Gesicht e ihs schworz behoart!  
 Dar struppige Boart,  
 Dar glungelt runder bis oan de Kniee!  
 De grußen Stiefeln flecken vu Schniee!  
 'n Knüppel hält a ei a Händen,  
 'n Kuhkeete baumelt üm de Lenden!  
 Und uff 'm Rücken  
 Ihs zu derblicken  
 A Saak grußmächtig!  
 Und naberm Hutte —  
 's ihs niederträchtig —  
 Guckt ei de Hieh 'ne lange Kuttel!

„Tu?“ brummt a iß mit hohler Stimme  
 Und förchterlichem Grimme,  
 „Tu soan Se mir, Mutter: fulgten die Rangen?

Ihs ärnte enner uff Obwägen gangen?“  
 „Nee, nee“, spricht die Mutter, „doas ganze Mast  
 Ihs immer recht proav und artig gewast!“  
 „Doas freet mich“, brummt a, „halt! hust Du nicht,  
 fernandel, Du imfamichter Wicht —  
 O II's tu ich wissen! —  
 'm Herma-Schuster 's Fenster zerschmissen?  
 Und Jörgel, bist Du nich verwichen  
 A poar mol hinger de Schule geschlichen?  
 Und Isedur, Du Nischtegutts Du!  
 Woas läßt De denn nich de Ziegen ei Ruh?  
 Se wurn schnieweiß, 's woar eene Pracht!  
 Woas hust De in'n denn zum Zeitvertreib  
 Mit Tinte beflert a ganzen Leib  
 Und lauter Schworzschecken draus gemacht?  
 Hierhar itz, flink! mit Euch drei Loppfen!  
 Ihr müßt nu über a Stecken hoppfen!

Lieb Annel, kumm nehnder und fürcht Dich nich!  
 Du konnst 'm Nickel sicherlich  
 Mit gudem Gewissen nohnde traten.  
 Du kannst doch baten?  
 Du derfst Dich ni schamen!“  
 Do falt' se schun de Paschtel und spricht,  
 Indem se derglüht übersch ganze Gesicht:  
 „Erlöse uns, Herr, von dem Übel, Amen!“  
 „Asu is's schien“, spricht do der Nickel.  
 „Und itz, Terefel, kumm Du a Stückel  
 Nehnder har und soa Du mir  
 A wunderschien Getichtel vür.“  
 Terefel mit ihren blooen Gucken  
 Tut irscht no amol urntlich schlucken,  
 Macht fix  
 'n tiefen Knix  
 Und soat nu ihr Getichtel har:  
 „Lieblich — lieblich — —  
 Lieblich war — — —  
 Lieblich war die Maiandacht — —“  
 „Schun gutt! Schun gutt!“ Der Nickel lacht.  
 „Du hast Deine Sache schien gemacht!

Ich sah's, Du hust, Du liebe Puppe,  
 Die großen Tichter fest ein Kuppel!"  
 Tu schütt' a senn Saak, doß's ock asu hoagelt  
 Und ei der Stube ahinger proagelt.

Kaum ihs a furt, dar Nickelmoan,  
 Do kimmt vum Nupper der Voater oan,  
 Und olle hängen sich oan senn Holz  
 Und wergen in ob und derzeehn im olls:  
 „Der Nickel toat reen olles wissen,  
 Sugoar vum fanster, woas Jorg zerschmissen!  
 Om mehrschten derschroak oaber ünse Koater;  
 A duchte verleicht: Doas ihs der Voater!"  
 Und asu flink,  
 Wie's holbig's ging,  
 Sizen se schun hingerm Tische olle.  
 Und nu gibt's a Knacken und a Geknolle,  
 Und tun mit Ploppern und Kindschen und Lachen  
 Da Nüssen feste a Goaraus machen.

De Mutter stieht us und gisht a Tröppel  
 Du der Obendmilch eis Kozennäppel:  
 „Derweil bir mit a Nüssen floppern,  
 Sol o der Koater woas Gudes schloppern.  
 Kumm, kumm, mei Diehchel, ooch Du sullst wissen,  
 Doß bir a großes Fest geniessen!"  
 Tu satt ock, wie's dam ALEN schmeckt!  
 Zulezte wärn goar de Lippen beleckt!  
 Tu sucht a de worme Ofche us  
 Und leet sich gemittlich schlossen druf.  
 Und ooch hingerm Tische hoan sich sacht  
 De Kinder schun aus 'm Staube gemacht  
 Und sein eis worme Bettel gekruchen.  
 Tu koan se de Schniekälde sustwu suchen!

## Im Tal der Jugend.

Erzählung von  
Marie Klerlein.

(Fortsetzung.)

Ein Herz war vergleichbar einem Segel, in das der Frühwind mit vollen Backen blies, so daß es mit seinem Schifflein lustig dem ersehnten Ziele zuslog, das aber, als das Ziel beinahe erreicht war, schlaff und traurig in der trägen Glut des Mittags herabhing. Als ich am Morgen auszog, war mein Herz vom Sturme der Hoffnung geschwellt, und unsichtbar über mir ließ die Sehnsucht ihre hochfliegenden Wimpel flattern. Und jetzt, da mich keine tausend Schritte mehr von der Heimat trennten, war alle die Lust dahin, und in mir lebte das Gefühl auf, das mir sagen wollte: „Wärst du daheim geblieben in der großen Stadt, die deine wahre Heimat ist!“

Ich war traurig und wußte nicht warum; ich empfand ein Verlangen und wußte es nicht zu deuten. Da rief ich meine Willenskraft zu Hilfe und befahl ihr, die Geister der Bangigkeit zu verscheuchen. Gegen Geister vermochte sie nichts auszurichten; aber sie suchte mich ihnen zu entziehen und meine Gedanken auf die Naturbilder abzulenken, die sich meinen Blicken darboten. Mein blumiger Wiesenpfad führte mich alle paar Minuten an das Ufer des Mühlbaches. In seinem Bette lagen viele große Steine, die den Lauf des Wassers aufhalten wollten. Das Wasser jedoch ließ sich in seiner unbändigen Wanderlust nicht hemmen; es schoß mit zornigem Rauschen über die Steine hinweg und zwischen ihnen hindurch, und zuweilen erzeugte dieser Kampf die anmutigsten Kaskaden. An einigen Stellen wurde der Bach breiter und ich sah die kleinen Buchten, die mir einst, in den Jahren meiner Kindheit, immer bedeutungsvoll und geheimnisreich erschienen waren. Über diesen Buchten bildeten die Weiden, die Erlen, die Vogelbeerensträucher und die an den Ästen und Zweigen emporflimmenden Winden- und Hopfenpflanzen stille, dunkle Laubgewölbe, unter denen die Wasserjungfern wohnen. Dort legte sich der Unmut der rauschenden Wasser; sie wurden ganz still und man sah keine Welle mehr. Wenn ich mich als kleines Mädchen einmal an eine solche Nixenstelle nah heran getraute, so sah ich auf grünem Grunde die Fischlein dahinflitzen. Die Wasserjungfern wohnten tief unten in ihrem Wasserschlosse und kamen nur nachts ans Schilfgestade und auf die Wiesen. Der Zauber der Erinnerung begann sein Gaukelspiel. Er rief erloschene Bilder zu frischem Leben, und

er wollte meine Jugend erwecken. Das gelang ihm nicht. Noch immer sah das Dorf mit seinen roten Dächern, mit seiner altertümlichen Kirche, mit den kleinen Häusern und den großen Scheunen, mit der reichen Baumpracht üppiger Gärten, mit der hohen Pappelallee, die zum Schlosse führte, so aus wie damals, und dennoch kam es mir seltsam, neu und fremd vor. An der Wegbiegung beim ersten Hause stand noch immer die alte Eiche, die ich oft mit Ehrfurcht angestaunt hatte, weil der Blitz in sie gefahren war und weil die Leute von ihr erzählten, daß sie mit auf die Landkarte aufgenommen worden sei. Ich fragte sie mit dem Herzen, ob sie sich an mich entsinne; aber sie gab keinen Bescheid und achtete meiner nicht. In ihrer Nähe spielte ein neues Kindergeschlecht am Wiesenrande, und von diesem Geschlechte ließ sie sich jetzt bewundern. Ich kam an die alte Sägemühle, und eine geheime Macht zwang mich, auf einem schmalen Holzstege den Bach zu überschreiten, an die Holzwand zu treten und durch die Ritzen in den weiten Raum zu blicken, in dem die unermüdlische Säge mit scharfen Zähnen die schlanken Stämme in dünne Bretter verwandelte. So hatte ich einst unzählige Male durch die Ritzen geguckt. Alles war noch wie früher: ein großer, kahler Schuppen, Holzstämme, Stöße von Brettern, ein mächtiger Haufen Sägemehl und ein paar schwerfällige Arbeiter. Dennoch schien mir alles verändert zu sein. Alles war nüchtern, bedeutungslos geworden. Die Säge sang noch immer ihr eintöniges, hastiges, klagendes Lied; doch ich fühlte, daß es inhaltlos für mich geworden war. Auch der scharfe Geruch von Holz und Harz, der mich im ersten Augenblicke heimattraut angeweht hatte, kam mir mit einem Male neu und fremd vor, und ich ging weiter.

Ich befand mich auf der Dorfstraße. Nur wenige Leute begegneten mir, und alle waren mir unbekannt. Mein Gefühl, daß ich Jugendgefährten, Genossen meiner Schuljahre treffen werde, betrog mich. Die Häuser sahen noch immer so aus, wie damals; nur kam es mir vor, als seien sie alle kleiner und greisenhafter geworden, trotz der frischen Tünche, mit der einige prunkten. Ein paar Hunde kläfften mich an, und einer, ein schrecklich häßliches kleines Scheusal, zeigte Lust, mit den Zähnen auf mich loszufahren und mir mit Entschiedenheit das Recht streitig zu machen, in dem Orte zu verweilen. Kinder gingen an mir vorbei und blickten mich scheu und verwundert an. Mir kam es vor, als läge etwas feindseliges in ihren Blicken. Immer stärker wurde das Gefühl des Verstosens in meinem Herzen. Ich suchte es zu verscheuchen und mir einzureden, daß ich keinen Grund zu Traurigkeit habe; doch die bittere Schwermut wich nicht.

Sie ließ nicht von mir ab, als ich an die Schäferwiese gelangt war und dort den alten Apfelbaum sah, den ich von meinen frühesten Kinder-

jahren und aus meinen Träumen her kannte. Mein Vaterhaus war verschwunden. Das niedere Schaubendach, unter dem wir wohnten, die Scheune, das Backhaus hinten im Garten, der Garten selbst mit seinen hübschen Beeten, auf dem die gelben Ringelrosen, der blaue Rittersporn, die rostfarbenen Reseden, die schwüldestenden Levkojen und der sanfte Salbei blühten — alles war dahin. Da fielen mir auch die schlanken, feingezackten Marienblätter ein, die mich mit ihrem Himmelsdufte an die seligste Jungfrau und an die frommen Marienlieder erinnerten, die wir an sternklaren Frühlingsabenden droben am Busch an der Kapelle sangen. Verschwunden waren auch die dichtwuchernden Fliederhecken am Zaune, die zur Zeit der Pfingsten so wunderreich blühten, daß die Augen der Sehnsucht das märchenblaue Leuchten mein ganzes Leben lang sahen. Der Apfelbaum trug noch immer seinen Leinsschmuck, obgleich die meisten der Obstbäume schon verblüht waren. Mich ergriff das drängende Verlangen, hinüber zu eilen, den runzligen Stamm zu umarmen und heiß zu küssen, wie man ein inniggeliebtes Menschenkind umarmt und küßt. Doch ich durfte ja nicht durch das hohe Wiesengras waten . . . und so nahm ich alle Kraft zusammen, bezwang mein Herz und ging weiter, den Blick abgewandt von dem fleckchen Erde, das mir so heilig und teuer war, wie die Gräber von Vater und Mutter.

Ein Herz, das von Wehmut überwältigt wird, befreit man von seiner Qual am leichtesten durch nüchterne Gedanken. Ich begann — ich weiß nicht, wie das kam — auszurechnen, wie viele Zinsen wohl der Betrag, den meine Mutter für das Gehöft bekommen hatte, jetzt schon abgeworfen hätte, wenn er uns verblieben und zu vierprozentiger Verzinsung ausgeliehen worden wäre. Das war dumm, war närrisch, war kindisch und unnützig. Von dem Gelde war nichts mehr übrig, und ich fühlte nicht das leiseste Verlangen nach den verschwundenen Talern. Ich rechnete nur deshalb, weil Zahlen für mich die Eigenschaft besaßen, daß eine verheerende Kraft von ihnen ausging, die alles weiche, wehmutreiche Sehnsuchtsempfinden in meinem Gemüt ertötete.

Zwei Soldaten kamen des Weges. Ihr Pfingsturlaub war zu Ende und sie eilten mit rüstigen Schritten zur Bahn. Reicher Leute Kinder waren sie nicht; jeder trug in einem rotgemusterten Schnupftüchel einen kleinen Mundvorrat. Im Vorbeigehen legten sie grüßend die Hand an die Mütze. Der artige Gruß tat mir wohl, und in der Aufwallung des Dankes trug ich Begehr, ihnen die Hände zu drücken. Sie waren mir Fremdlinge und doch die ersten Menschen, die mich nach meiner Heimkehr ins Tal der Jugend freundlich gegrüßt hatten. „Meine Herren!“ rief ich ihnen nach, und als sie sich umwandten und mir dienstbereit entgegen kamen, fragte

ich sie, ob sie ein paar Cigarren von mir annehmen würden. Sie blickten mich erstaunt an.

„Aber Sie müssen sie selbst kaufen!“ fuhr ich fort, zog mein Portemonnaie und erkaufte mir den Händedruck durch eine silberne Gabe.

„Danke, danke!“ scholl es hinter mir drein, als ich schnell weiter ging, und als sie schon ein gutes Stück entfernt waren, hörte ich noch einmal ihr „Danke!“

Das tat wohl. Mir war jetzt herzhafter zu Mute. Und ich freute mich auch, daß die Dorfstraße menschenleer und die kleine Scene unbeachtet geblieben war.

Die anderthalb Morgen Land, auf denen sich unser Haus und unser Garten befunden hatten, bildeten jetzt einen Teil der Schäferwiese, und diese Wiese wurde zum angrenzenden Schloßpark gerechnet. Drüben, wo der Erlenschlag des Parkes beginnt, stand noch immer das alte Gärtnerhaus. Ich wunderte mich, warum der uralte Bau, der schon zu meiner Kindheit rissig, schief und zerschlettert gewesen war, eine Schonung genossen hatte, die derartigen unfesten Überbleibseln aus verklungenen Zeiten sonst nicht zu teil wird. Rasch ließ ich den Blick vorbei gleiten, weil ich gewillt war, mein Gemüt zu schützen vor neuer Erschütterung und neuem Schmerz. Im alten Gärtnerhause, in der Siebelstube, hatte Frau Rölle gewohnt.

Ich ging dem Wirtshause zu, wollte dort fragen, ob ich Quartier bekommen könne. Ob der alte Kerber noch am Leben war? Und wenn er noch lebte — ob er mich erkennen würde? Er hatte mich immer so gern gehabt und mich oft geneckt, wenn er in der Haustür stand und ich am Kretscham vorbei lief. Wenn ich rannte, rief er mir nach: „Mariela, Du verlierst de Schürze!“ . . . Manchmal hielt er mich auf der Straße an, fuhr mir mit den Fingern durch die Haare, tat als wollte er mich zausen, und sagte scherzhaft drohend: „Madel, wachse nich asu siehr! Du derfst nich meine Schwiegertochter war'n, wenn De 'm August über a Kop wachsa tußt!“ Daß ich seine Schwiegertochter werden sollte, war eine ausgemachte Sache. Als unser Haus verkauft worden war, meinte er lachend, jetzt hätte meine Mutter viel Geld und könne mir, wenn ich den August heiraten werde, eine große Aussteuer geben. Er redete so viel von dieser Heirat, daß ich mir eine Zeit lang wirklich einbildete, ich sei für den August bestimmt und werde einst an seiner Seite die Gastwirtin des Dorfes sein. Ich aber hatte kein Verlangen nach dem August. Er war ein garstiger Junge mit einer schiefen Nase, und grob und ungezogen war er auch. Ich vermutete, daß er nicht auf mich gewartet, sondern sich inzwischen eine andere Frau genommen hatte.

Das Wirtshaus lag mitten im Dorfe, unweit der Kirche. Auf meinem Gange dorthin traf ich einige Jugendgefährten — den Sohn des Hofeschmiedes, die Klausner Lene und den Bauke Albert. Dieser stand hemdärmlich am Hofstore und blickte hinauf zu den bunten Wimpeln einer Pfingststange, die drüben vor Weidlich-Müllers Hause stand. Ob er etwa gar derjenige war, der die Stange hingepflanzt hatte? Doch nein! Mit achtundzwanzig Jahren pflegt ein Bauernbursche über solche Liebestorheiten hinaus zu sein. Der Weidlich Anna konnte die Stange wohl nicht gelten; denn sie gehörte doch auch schon ins alte Register, vorausgesetzt, daß sie keinen Mann gekriegt hatte. Die Stange war gewiß zu Ehren von Annas jüngeren Schwester hingepflanzt worden. Ich erinnerte mich, daß sie eine kleine Schwester besaß.

Weder der Sohn des Hofeschmiedes, noch die Klausner Lene, noch der Bauke Albert kannten mich. Ich erkannte sie alle auf den ersten Blick. Wir grüßten einander, und ich war darauf gefaßt, daß sie mir nachrufen und mich in freudiger Überraschung fragen würden, ob ich wirklich die Marie sei; doch ein solcher Ruf erfolgte nicht. Ganz fremd war ich meiner Heimat geworden.

August Kerber trat, als ich ins Wirtshaus kam, zufällig aus der Schenkstube, und wir standen einander im Hausflur gegenüber. Durch seinen Gesichtsausdruck erinnerte er mich deutlich an seinen Vater. Ich grüßte und fragte ihn, ob ich für einige Tage ein Quartier bekommen könnte. Er zögerte mit der Antwort und betrachtete mich mit einer Miene, als müsse er zuvor wissen, wer ich sei und was ich wolle. Das mochte wohl ein seltener Fall für ihn sein, daß eine fremde Dame ohne jegliche Begleitung in das kleine Dorf kam und sich für einige Tage einquartieren wollte. Ich lächelte ihn aus alter Jugendfreundschaft unwillkürlich an; doch meine Erwartung, daß er das weibliche Geschöpf wieder erkennen werde, das ihm einst als Braut bestimmt gewesen war, täuschte mich. Mir widerstrebte es, meinen Namen zu nennen, und so beschränkte ich mich auf die Mitteilung, daß ich im Dorfe allerlei zu besorgen habe. Er zuckte mit den Schultern und äußerte ein wenig unwirsch, daß er seine Frau fragen wolle.

August war also verheiratet. Ich wäre zu spät gekommen, wenn ich Absichten auf ihn gehabt hätte. Er war nicht mehr so häßlich, wie früher. Die Jahre hatten ihn zu seinem Vorteil verändert, und obgleich die Nasenspitze noch immer eine schiefe Richtung zeigte, machte sein Gesicht einen sympathischen Eindruck. Nur etwas mehr Höflichkeit und Artigkeit hätte er sich als Gastwirt aneignen müssen. Er ließ mich im Hausflur stehen und holte, ohne sich dabei zu beeilen, seine Frau herbei. Diese kam, ihm voraus, in geschäftiger Eile an mich heran und trocknete sich im Gehen

die Hände mit der Schürze. Ich trug ihr mein Anliegen vor, und sie richtete mit freundlicher Neugierde die Frage an mich: „Sie hoan wul uf'm Schlusse zu tun?“

Ich merkte, daß mein Äußeres vor ihren forschenden Blicken die Prüfung gut bestanden hatte, und ich wurde schnell einig mit ihr, während ihr Mann schweigend und augenscheinlich noch immer mißtrauisch hinter ihr stand. Zwar meinte sie, daß sie auf Nachtgäste nicht eingerichtet sei; doch sie lud mich ein, ihr zu folgen und führte mich zur Treppe hinauf.

Oben auf dem flur hing noch immer der uralte, wohlbekannte Seger, dessen Ketten und Gewichte in einer langen Holzhülle versteckt waren. Das Zifferblatt besaß nur einen Zeiger und der wies auf die Ziffer Zehn. Auf dieser Zahl stand er schon damals, als ich mit August und andern Kindheitsgefährten auf diesem flur Schule spielte, bis uns Frau Kerber von dannen trieb. Mit Eilgeschwindigkeit waren die Tage und Jahre dahin geflogen; ein Geschlecht hatte sich zur ewigen Ruhe gelegt; aus Kindern waren große Leute geworden, und bereits wuchs ein frisches Geschlecht heran, das die Erbschaft der großen Leute antreten wollte. Für die alte Uhr jedoch stand die Zeit unbeweglich still . . . Ich empfieng einen Eindruck von ihr, der mich jäh und schmerzlich bewegte. Eine räthelhafte Traurigkeit umspann mein Gemüt; mir war, als sei plötzlich ein schlafender Qualgedanke in mir erweckt — als sei in meinem Herzen die Tür zu einem geheimnisvollen Leiden geöffnet worden. Ich dachte an meine Eltern, an das ganze versunkene Geschlecht, das ich noch gekannt hatte, und hohnvoll klang eine Stimme in mir: „Was ist ein Menschenleben! Schau hier die alte Holzhülle an der Uhr! Sie überdauert eine lange Reihe solcher Leben! Schlürft immer in gierigen Zügen den süßen Tranck der Daseinslust . . . bald brecht ihr morsch und tot zusammen!“

Ich schämte mich der finsternen Betrübniß, die von den Geistern der Erinnerung in mir erzeugt worden war, und nannte mich im stillen ein albernes Geschöpf. Mein Herz war doch sonst nicht so weichlich und rührselig! Ich mußte streng wachen, daß es unter den Eindrücken des Tages nicht in den Bann eines dunklen Bangens verfiele.

Frau Kerber sprach zu mir, und ich hatte nicht auf ihre Worte gehört. Jetzt aber, da ich aus meiner schweren Stimmung erwacht war, gab ich acht und schlug einen heiteren Plauderton an. Wir standen in der guten Stube, und da ich merkte, wie ihr Blick mit Wohlgefallen über die neue Ausstattung des Zimmers glitt, tat ich ihr zu Gefallen, als sei ich überrascht von der Schönheit der Möbel, des Sophas und der Betten. Das für mich bestimmte Zimmer befand sich auf der andern Seite des Treppenhflurs. Die gute Stube werde zu groß und unbehaglich für mich sein, sagte

sie; daher wolle sie mir noch das andere Zimmer zeigen. Mein bisschen Menschenkenntnis verriet mir, daß sie mich nur deshalb in die gute Stube geführt hatte, weil sie mir zeigen wollte, was für wunderhübsche Sachen sie habe. Sie fühlte sich geschmeichelt und glücklich durch meine lobende Anerkennung. Nach wenigen Minuten waren wir Freunde, und als ich noch ein Weilchen die Einrichtung betrachtete und auch von der Hochzeit und dem Eheglück des jung verheirateten Paares gesprochen hatte, bat sie mich, in der guten Stube zu wohnen. Die andere Stube wäre ja auch ganz hübsch; aber diese sei doch feiner. Ich galt der jungen Gastwirthin als eine feine, nette Dame, und ich wußte die hohe Ehre zu würdigen. Dennoch ließ ich mich nach dem andern Zimmer führen, und nahm es, da es mir gefiel, für mich in Beschlag. Sie holte Waschwasser herbei, und ich fand indes Zeit, mir meinen Wohnraum zu betrachten. Die alten Möbel — alles schwere Stücke aus Birkenholz, kamen mir bekannt vor. Der neue Regulator über dem Sopha paßte nicht recht zu der altertümlichen Umgebung. Zu beiden Seiten und unterhalb des Uhrgehäuses hingen photographische Familienbilder. Am meisten interessirten mich die Bildnisse des alten Kerber und seiner Frau. Kerber blickte so schelmisch-ernst drein, als wollte er mir aus seinem Goldrahmen herab zurufen: „'s is gutt, Mariela, doß der August nich uf dich gewoart' hot! De andre poaßt besser eis Wärtshaus.“

Während ich noch die Photographieen betrachtete, kehrte Frau Kerber zurück. Sie machte mich mit der Gesellschaft, die über dem Sopha an der Wand thronte, bekannt, und so lernte ich die ganze Verwandtschaft des Hauses im Bilde kennen. Kerber war vor drei Jahren gestorben. Seine Ehehälfte lebte noch, erfreute sich einer guten Gesundheit und führte unten in der Küche das Hauptregiment. Ihr Schlafzimmer befand sich neben dem meinen. Frau Kerber befand sich mit der Schwiegermutter im besten Einvernehmen. Sie fügte sich in deren Gewohnheiten und Ansichten, und wenn sie eine Neuerung im Haushalt durchführen wollte, tat sie es durch gültliche Überredung. Eine bessere Schwiegermutter hätte sie schwerlich bekommen können. So berichtete sie mittheilsam und plauderfroh über ihre Verhältnisse, und dazwischen versicherte sie mir immerzu, daß sie einen sehr guten Mann habe. August hätte eine viel reichere Partie machen können; doch er habe nicht „aufs Geld“, sondern „auf die Liebe“ geheiratet. Ich bekam Hochachtung vor August und verzieh ihm so manche Schlechtigkeit, die er früher an mir verübt hatte.

Mein erster Spaziergang in der alten Heimat galt dem Gärtnerhause. Zwei Stunden vorher war ich zu feig und zu schwach gewesen, ihm den Blick zuzuwenden; jetzt aber fühlte ich mich stark genug, der Stätte, an der Frau Kölle gewohnt hatte, einen Besuch zu machen und den Einwirkungen todtrauriger Erinnerungen Stand zu halten. Die freundliche Aufnahme im Wirtshause, das Waschwasser und der gute Kaffee hatten mir wohlgetan, und ich stand nun der Welt und ihrem Wesen viel standhafter gegenüber. Ich mied die Dorfstraße und wählte lieber einen Umweg, auf dem ich sicher war, nur wenigen Menschen zu begegnen. Er führte mich auf schmalem Bohlensteg über den Mühlbach, über eine Wiesenflur und an Gärtnerzäunen vorbei. An Rotherbauers Zaune stand noch die alte Weide. Auch sie schien willens zu sein, ganze Menschengeschlechter zu überdauern. Mich beherrschte das Gefühl, als sei eine unermesslich lange Zeit verstrichen, seit ich den lieb vertrauten Baumstumpf mit den kurzen Ästen, die ihm alljährlich abgehackt wurden, zum letzten Male gesehen hatte — eine Zeit, die lang genug sei, alles zu töten, was damals schon bei Jahren war. Ich wunderte mich plötzlich, daß ich selbst noch lebte . . . Als ich der Weide näher kam, sah ich, daß auch sie nicht unverändert geblieben war. Ich war schon recht lange kein Kind mehr, und sie war zu einer Greisin geworden, der es wohl nicht mehr gut gelingen wollte, im Frühling frische Zweige zu treiben. Mein Herz hatte schon so manchen Riß erlitten, der nicht mehr heilen wollte, und der Stamm der rauhen Jugendfreundin war von oben bis auf den Grund gespalten. Sie war wirklich sterbensalt; ich aber schwelgte noch im Frühsommer meines Seins und hatte noch kein Recht, die unaufhaltsame Zeit als die Räuberin meiner Gesundheit und meiner Erdenlust anzuklagen.

Die Weide war kein gewöhnlicher Baum. In einer Höhlung zwischen den Wurzeln, die von Kindern gescharrt worden war, hatte man einst ein totes Kind gefunden, und seitdem konnte man jeden Freitag um Mitternacht an jener Stelle die schreienden Klagetöne eines Säuglings vernehmen, der seine Mutter des Mordes zieh. Ich erinnerte mich, daß der Rotherbauer nicht gewagt hatte, den Baum zu fällen. Er durfte doch dem Geiste des ermordeten Kindes nicht das Quartier rauben! Wie leicht hätte sich sonst der unheimliche Spuk im Garten, oder gar im Rotherhause einnisten können! Jetzt war mir's klar, weshalb die Weide noch nicht als Brennholz in Flammen aufgegangen war.

Wer aber schützte das Gärtnerhaus, vor das ich nun hintrat? Auf wessen Machtgebot hin war der jammervoll hinfallige Bau so unnütz lange vor gänzlicher Zerstörung behütet worden? Wartete man darauf, daß ihn der Sturmwind niederreißen, oder daß ein Dorfherostrat den Feuerbrand

hineinschleudern sollte? Und warum zögerte man, die Ruine der Ver-  
nichtung preiszugeben?

Ich lugte durch die dickverstaubten und zerschlagenen Fensterscheiben und sah, daß zerbrochene Gartengeräte und zertrümmerte Blumentöpfe in den Stuben lagen. Das Giebelzimmer, in dem Frau Rölle gewohnt hatte, besaß keine Fenster mehr, nur noch Fensterlöcher. Dem Anscheine nach war es nur noch von Eulen und Fledermäusen bewohnt. Ich mußte, als ich sinnend hinauf starrte, alle meine seelischen Kräfte aufbieten, stark sein und die Zähne zusammenbeißen, um nicht den anklägerischen Empfindungsgewalten zu unterliegen, die mich bezwingen wollten. Dort oben hatte die Frau, bei der ich unzählige Male gastliches Glück genoß, ihre Witwenjahre verbracht; dort hatte sie unter entsetzlichem Verdachte gelitten; dort war sie, verachtet und gemieden, in ärgster Not und ohne Beistand gestorben . . .

Ich wollte die Thür des Hauses öffnen, wollte hinaufsteigen in die Stube der Mutter Rölle, und dieser Aufstieg sollte die Bedeutung eines Sühneganges haben; doch das Schloß gab nicht nach, so schlotterig auch die Thür mitsamt den Pfosten schon war.

Mich litt es nicht lange an der traurigen, von Verfall und Tod zeugenden Stätte; ich lenkte meine Erinnerungen und meine Schritte nach einem andern Hause hin. Mit seinen lichtgrünen Wänden und seinem neuen Schieferdach stand es inmitten eines schmuck umzäunten Gartens. Der hintere Teil des Gartens, in dem die Obstbäume standen, war unverändert geblieben; der vordere jedoch, der zu meiner Zeit ein wunderhübscher Gemüse- und Blumengarten war, hatte sich in einen botanischen Lehrgarten verwandelt. Allerhand Pflanzenvolk, einheimisches und fremdes, vornehmes und ordinäres, hohes und niederes, feingegliedertes und struppiges, hatte sich dort versammelt. Jeder Sorte war ein Stückchen Boden zugewiesen worden, der gerade hinreichte, daß sie ihre Natur entfalten, ihr Wesen kundtun und ihren Daseinszweck erfüllen konnte. Mir sagte dieser Garten, daß in das Haus, in dem ich sieben Jahre lang mit den Elementarwissenschaften gerungen hatte, ein anderer Geist eingekehrt war. Unser alter Lehrer vertrat die Ansicht, daß wir Dorfkinder das traditionelle Recht besäßen, uns vor Überbürdung mit Kenntnissen zu hüten, und er befand sich dabei in Übereinstimmung mit dem Herrn Schulinspektor, dem Gutsverwalter Stöckel. Aber den Gemüsebau mußten wir erlernen; darauf legte der alte Herr großen Wert. Wir mußten den Boden umgraben, Dünger herbeischaffen, mußten säen, pflanzen, die Kartoffeln behäufeln, Unkraut jäten, taube Blüten von den Kürbissen abknipsen, den Sellerie behacken, in trockenen Wochen fleißig gießen und im Hochsommer die

Raupen von den Kohlköpfen ablefen. Der alte Lehrer schloß schon lange in seinem Grabe an der Kirchhofswand, und der jüngsten Generation blieb das Studium des Gemüsebaues erspart; dafür aber mußte sie sich auf dem Gartenboden, den ich einst pflegen und bebauen half, mit allgemeinem botanischen Wissen bereichern. Neuen Geschlechtern fallen neue Aufgaben zu. — Durch die offenstehenden Fenster sah ich eine Wandtafel, eine Wandkarte und das Bild des Kaisers in der Schulstube. Alles kam mir neu und fremd vor, und es war doch unser altes Schulhaus und unsere alte Schulstube, in der ich einst mit den andern Kindern Unfug trieb, den Lehrer ärgerte und schlecht lernte . . . .

Ich spazierte eine halbe Stunde zwischen Feldern und Gärten und am Gutsparke, freute mich über den guten Stand der werdenden Brotfrüchte und sammelte Blumen, die am Wege blühen, zu einem Strauß für meine Stube. Bei diesem sinnigen Tun war es mir, als striche eine wundersanfte Hand leis über meinen Scheitel und über mein Herz, und als hauche eine liebe Stimme mir zu: „Bei mir ist Friede! komme zu mir, wenn das wirre Spiel des Lebens dich ängstigt!“ . . . Ich empfand die heilende Gnadenhand der Mutter Natur, und ich blickte sicher und still beseligt in das große, blühende, schallende, klingende und singende Pfingstsommerglück. Ein kleiner Aufruhr kam in mein besänftigtes Herz, als ich auf dem Gange nach dem Gasthause in die Nähe der herrschaftlichen Brennerei gelangte. Das war der Ort, an dem Frau Rölle ihr Verbrechen begangen haben sollte. Ich wandte die Augen ab, beschleunigte die Schritte, betrachtete den freudensfarbigen Blumenstrauß, den wir Mutter Natur als Talisman mitgegeben hatte, und ich gelangte vergnügt an mein Ziel.

\*

\*

\*

Abends saß ich mit der alten Frau Kerber in der Laube. Durch das reiche Blattgehänge des wilden Weines spielten die goldenen Lichter der scheidenden Sonne. Wir redeten von alten Zeiten, von toten Freunden und Bekannten und vom jungen Geschlecht. Die Sonne versank und das goldige Flimmerspiel erlosch. Das Dunkel umspann uns mit seinen Fäden, umspann auch unsere Herzen, und die Worte flossen leiser und langsamer vom Munde. Wir dachten an die Toten, von denen wir gesprochen hatten, und mir war so seltsam, so feierlich, so selig-beflommen zu Sinn, als sei ich von Geistern umschwebt, die sich mir verkünden wollten. Wir hatten die Erinnerung an manchen Scherz aus versunkenen Tagen wachgerufen, an manche Torheit, die begangen worden war, an manche närrische Eigenheiten und Gewohnheiten ehemaliger Dorfgenossen; nun aber erstarb der Spaß und erstarb das Lachen.

Aus weihervoll-düsterem Banne erlöste uns eine Amsel, die hoch oben auf einem Baume saß und in die Dämmerstille des Abends ein Jubellied vom wonnigen Leben schmetterte.

„Ju, a woar siehr a gespoafshoftlicher Moan“, sagte Frau Kerber. Sie meinte ihren Mann, mit dem sich unsere Unterhaltung zuletzt beschäftigt hatte. Er habe, fuhr sie erzählend fort, einmal scherzhaft zu meiner Mutter gesagt: „Wenn mich meine Alde luß ließe, täten wir beede itz a Kroam zusomma schmeißa“.

Das geisterhafte Weben und Wehen war vorüber und unser Plauder-gespräch floß ohne Stocken weiter.

Frau Kerber wiederholte immer wieder, daß sie sich herzlich freue, mich nach so langer Zeit wiederzusehen. Vom ersten Augenblicke an sei ich ihr bekannt vorgekommen; sie habe nur nicht gewußt, wo sie mich hinstecken sollte. Sie habe sonst bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten, und sie komme nicht dazu, sich abends in die Laube zu setzen; aber mir zu Ehren überlasse sie einmal die Arbeit der Schwiegertochter; mit mir möchte sie die ganze Nacht plaudern.

Ich empfand, daß ich ein willkommener Gast im Wirtshause war. Als ich vom Spaziergange zurückgekehrt war, hatte ich mich zu erkennen gegeben. August war angenehm überrascht gewesen, und er hatte, da er offenbar kein Freund vom vielen Reden war, seine Freude dadurch kundgetan, daß er mir ein Glas Bier brachte und seiner Frau zurief, sie solle etwas Gutes zum Essen holen.

„Hoat's nich noch Gallert?“ hatte er die betroffenen und verwundert dreinblickende Ehehälften gefragt.

Nein, es hatte keinen Gallert mehr! Aber Leberwurst . . . Mit Mühe war es mir gelungen, mich der Leberwurst zu erwehren und den Eifer zu mildern, den das junge Paar bei meiner Bewirtung entfaltete.

Das war hübsch und nett vom August, daß er mir ein freundschaftliches Andenken bewahrt hatte. Vielleicht dachte er daran, daß ich während unserer Schulzeit die für ihn auserkorene Braut gewesen war. Sein lebhaftes Rufen nach Gallert und Leberwurst hatte mich in dieser Vermutung bestärkt. Besser als er verstand es seine Mutter, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Ihre Zunge wußte zu künden, was in ihrem Herzen vorging.

In der Laube hatten wir einander so viel zu berichten, daß es schon spät war, als es mir endlich gelang, die Unterhaltung auf Mutter Rölle zu bringen. Zuerst hatte Frau Kerber so viele Fragen an mich gerichtet, daß sie allmählich meine ganze Schicksalsgeschichte erfuhr; dann hatte sie von ihrem Manne, von meinen Eltern, von verstorbenen Verwandten, von allerlei dörflichen Verhältnissen und von August und dessen Frau erzählt,



wand er die Scheu und die Scham und beschwor seine Mutter brieflich, ihm Geld zu senden. Er wußte, daß sie arm war und genötigt sein würde, das Geld zu borgen, und es fiel ihm wirklich schwer, der guten Frau Kummer zu machen; doch er kannte keine andere Rettung. Zum Troste schrieb er ihr, daß er eine vorzügliche Stellung in Aussicht habe, doch noch ein paar Wochen darauf warten müsse, und daß er ihr nach Empfang des ersten Lohnes sogleich den geliehenen Betrag zurücksenden werde. Er schämte sich dieser Unwahrheit; aber er wußte sich eben keinen andern Rat.

Wider Erwarten fand er wirklich eine gute Stellung. Ein Kaufmann, in dessen Lagerräumen er Arbeiterdienste getan hatte, entdeckte, daß Eduard im Verkaufsgeschäft zu gebrauchen sei, und von dieser Zeit an hatte der junge Wiesdorfer keine Ursache mehr, seinem Schicksal zu grollen. Er wußte sich dem Kaufmann unentbehrlich zu machen, verdiente so viel Geld, daß er Ersparnisse anlegen konnte, und ganz von selber tat sich's, daß er auf eine Lebensbahn geriet, die zum Wohlstand führte. Wie es kam, daß er in kurzer Zeit ein vermögender Mann wurde, erfuhren die Wiesdorfer nicht genau; sie erzählten, daß ihm eine großartige Erfindung gelungen sei und daß ihn daraufhin sein Chef zum Kompagnon erwählt habe.

Er wollte die Mutter besuchen. In den sechs Jahren, die er in Amerika weilte, war er nur selten von dem Verlangen angewandelt worden, die Mutter zu sehen. Der heiße Lebenskampf hatte ihn so ganz in Anspruch genommen, daß er nicht Zeit fand, sich sehnsüchtigen Träumereien hinzugeben. Nun aber, da er sich in sicheren und behaglichen Verhältnissen befand und sein Erwerbsquell fröhlich weiter sprudelte, auch wenn er selbst die Hände müßig ruhen ließ, oder eine Reise unternahm, regte sich in seinem Herzen der unbefiegbare Drang, die Heimat und die Mutter zu besuchen. Das Geld, das er der Mutter schuldete, war schon lange zurückgezahlt; er hatte ihr auch wiederholt klingende Gaben der Liebe gesandt und ihr geschrieben, daß es ihm sehr gut ergehe; doch aus einem besonderen Grunde zögerte er, sie durch Zusendung reichlicher Geldbeträge von allen Sorgen zu befreien und ihr den Lebensabend zu vergolden. Ein wenig Eitelkeit war dabei im Spiele. Aus Briefen der Mutter entnahm er, daß die Wiesdorfer an sein Glück und seine Tüchtigkeit nicht glaubten, ihn vielmehr für einen Flunkerer und Prahlhans hielten. „Ich tu erst gar nichts erzählen von Dir, glauben tut's doch keins“, hieß es in einem Briefe. „Wenn Du ein Dauersohn sein täft. Aber Du hast arme Eltern gehabt und da traut Dir keins was zu.“

Diese und ähnliche Briefstellen bildeten scharfe Stachel für ihn, von denen er sich tief in die Seele gestochen fühlte. Er liebte seine Mutter, liebte sie leidenschaftlich, und dennoch sandte er ihr nur kärgliche Unter-

stützungen. Das gebot ihm ein Plan, den er sich ausgedacht hatte und der ihm ein beständiger Hort in der Fremde war. Er malte sich aus, wie er die Wiesdorfer überraschen werde. Sie sollten wochenlang aus dem Erstaunen nicht herauskommen, und sollten Respekt vor ihm gewinnen. Hohergötzlich und beseligend war es für ihn, in die Zukunft zu blicken und sich den Gang der kommenden Ereignisse vorzustellen. Er wollte ein kleines Grundstück kaufen, einen Baumeister aus der Stadt kommen lassen und ihn beauftragen, eine niedliche Villa zu bauen. Die Wiesdorfer würden dann lange Gesichter machen und verwundert fragen, wo er das viele Geld her habe. Da sollten sie durch ihn erfahren, daß er ein Mann sei, der sich Geld zu verdienen wisse, — ein Mann, der einen offenen Kopf besitze, der etwas in der Welt gelernt habe, der Tüchtiges leisten könne und in dessen Augen die reichsten Bauern des Dorfes nur armselige Schlucker seien; er wolle ihnen begreiflich machen, daß die arme Frau Rölle fortan eine reiche Frau Rölle sei, die nicht mehr nötig habe, für ein paar schäbige Pfennige, ein paar Krusten Brot und eine Schürze voll Kartoffeln die ganze Woche hindurch schwer zu arbeiten. Er hörte im Geiste, wie die Dorfbewohner einander zuraunten: „Wer hätte gedacht, daß der Rölle-Eduard so was werden würde! . . . Er muß doch ein grundgescheiter Mensch sein . . . Wir haben es immer nicht glauben wollen . . . Wir dachten, die alte Rölle mache sich bloß wichtig mit ihm . . . Jetzt sehen wir, daß sie recht gehabt hat . . . Wenn wir bloß wüßten, was er in Amerika treibt?“ . . .

Er nahm sich vor, freundlich und bescheiden in Wiesdorf aufzutreten, aber dennoch nicht zu unterlassen, den Leuten begreiflich zu machen, wer er sei und wie hoch er in geistiger und materieller Hinsicht über ihnen stehe. Sie sollten ihm nicht den Vorwurf machen können, daß er hochmütig sei, sollten aber andererseits eine hohe Meinung von ihm gewinnen. Wenn es seine Geschäftsverhältnisse gestatteten, wollte er längere Zeit in Wiesdorf bleiben, den Bau zu überwachen, nebenher mit seiner Mutter ein wenig in der Provinz umherreisen, ihr die Stadt Breslau und deren Sehenswürdigkeiten zeigen, sie ins Theater und in Konzerte führen, mit ihr in seinen Weinhandlungen und Hotels speisen, ihr schöne Kleider kaufen und vielleicht auch an ihrer Seite das Riesengebirge besuchen. Jeder Tag sollte der Mutter ein Freudentag und ein Festtag sein. Er wollte sie in eine Welt einführen, in der nur die reichen und vornehmen Leute heimisch sind, und er malte sich aus, wie sie jeden Morgen und jeden Abend dem lieben Gott im Gebete danken werde, daß er ihr einen so herzenguten, überaus klugen und tüchtigen Sohn geschenkt habe. Er überlegte auch, wie er die kleine Villa der Mutter ausstatten, was er für Möbel kaufen solle. Gewöhnliche Möbel, wie sie der Dorftischler machte, durften es nicht sein, denn seine

Abficht war, durch die ganze Bauart, durch die Gartenanlage und durch eine schöne und neuartige Innenzier darzutun, daß seine Mutter nicht mehr als gewöhnliche Landfrau zu betrachten sei. Die Wiesdorfer sollten begreifen lernen, daß Frau Rölle durch ihren Sohn zu einer Würde gelangt sei, deren sich keine andere Frau in der ganzen Gegend rühmen könne.

Warum die Mutter nicht schrieb? Er wartete immerzu auf Beantwortung seiner letzten beiden Briefe. Ihr Schweigen machte ihm Besorgnis. Eigentlich wollte er erst im Juni oder Juli nach Deutschland reisen; aber eine ungewisse Furcht gab ihm den Gedanken ein, so schnell als möglich zu fahren. Zwar suchte er die Unruhe seines Gemütes zu beschwichtigen durch eine Stelle aus dem letzten Briefe der Mutter: er solle sich nicht wundern, wenn sie ihm jetzt seltener schreibe als früher; das Schreiben falle ihr schwer; eine fremde Person wolle sie nicht schreiben lassen und ihre einzige Freundin, zu der sie Vertrauen gehabt habe, sei nach Breslau gezogen. Aber sein Gewissen ließ nicht ab, ihn zu mahnen und zu drängen, und so traf er die nötigen Vorkehrungen, daß er schon zu Beginn des Aprilmonds seine Geschäfte verlassen und den Dampfer besteigen konnte.

Er machte die Überfahrt in einer unruhigen Zeit. Die frühlingstürme wühlten den Ozean auf, wütende Wogen warfen das Schiff einander zu und drohten ihm mit Vernichtung. Den Passagieren verging alle Lust an der Seereise, und die meisten wagten sich selten aus ihren Kabinen hervor.

Eduard Rölle hatte viele Zeit, über den Zweck seiner Reise nachzudenken und sich allerlei seelischen Vorstellungen hinzugeben. Diese Vorstellungen waren zumeist trauriger Art. Daran mochten wohl die schaurigen Naturgewalten schuld sein, die der Sonne verwehrt, den auf wilder See schwimmenden Menschenkindern zu verkünden, daß der Frühling begonnen habe, und die immer nur Sturm, Aufruhr, hastendes Nebelgewölk, Regenströme und Todesgrauen erzeugten. Er konnte sich der unheimlichen Ahnung nicht erwehren, daß bei seiner Ankunft alles anders sein werde, als er es sich in seinen Gedanken und Träumen vorgestellt hatte.

Wenn die Mutter krank wäre! . . . Sie war doch schon hoch in den Sechzig . . . Ganz gewiß war sie krank, oder doch recht elend. Er wußte ja, daß sie immer vermieden hatte, ihm das Herz schwer zu machen mit Klagen über ihr Befinden. In ihrem letzten Schreiben stand aber doch, daß ihr das Schreiben schwer falle . . . und sie hatte so lange nicht geschrieben! Also gab es doch keinen Zweifel, daß es schlecht mit ihr stand . . .

O, über seine Eitelkeit! Hatte ihn denn sein Dünkel um den Verstand gebracht? . . . War es nicht sträflich niederträchtig und dumm von ihm gewesen, daß er der Mutter nur Unterstützungsbeträge gesandt hatte, die

einem fläglichen Almosen gleich kamen? Ob diese Lappalien wohl hingereicht hatten, die Mutter mit Holz und Torf für den Winter zu versorgen? Kaum! . . . Was mag sie wohl von ihm gedacht haben, wenn sie in seinen Briefen las, daß er sich ein großes Glück erkämpft habe und viel Geld verdiene, und wenn sie dann zweimal im Jahre eine Unterstützung von ihm erhielt, wie sie auch der ärmste Schuster- oder Schneidergeselle einer armen, alten Mutter gewährt hätte? . . .

Alle seine wunderschnöden Pläne gerieten auf dem schwankenden Schiffe ins Schwanken. Er kam sich lächerlich vor, schämte sich vor sich selber, riß die Blätter aus dem Notizbuche, auf denen angedeutet war, wie er sich die Villa gedacht hatte, und knüllte sie zusammen. Seine Seele war nüchtern geworden; alle die phantastischen Zukunftsbilder, die sie drüben im Lande der Prosa während emsiger Arbeit entworfen hatte, waren ihm vergangen.

Wohl kamen Stunden, in denen er ruhiger dachte und fest an ein freudiges Wiedersehen mit der Mutter glaubte; doch verließ ihn nicht mehr die Einsicht, daß es törricht wäre, eine Frau, die unter den ärmlichsten Verhältnissen alt geworden und an ländliche Arbeit gewöhnt war, in eine vornehme Villa zu setzen.

Mitunter begann er zu rechnen. Er hatte das Rechnen in Amerika gelernt und die Zahlen dienten ihm als sichere Wegzeiger, die ihn mit seinen geschäftlichen Spekulationen nicht in die Irre gehen ließen. Wenn es sich aber in seinen Zukunftsentwürfen um Ausgaben für die Mutter gehandelt hatte, waren die Zahlen außer acht geblieben. Sein kaufmännischer Sinn hatte dann nicht mitreden dürfen; nur das Herz eines liebenden Sohnes und eines schlesischen Landkinds, das nach seiner ersten Heimkehr aus der Fremde daheim bewundert werden wollte, hatte gesprochen. Als dann auf trüber, sonnenloser Meerfahrt die lichten Traumschöpfungen seiner Phantasie erblaßten, drängten sich die nüchternen Zahlen auch in die Gedanken, die sich mit der Zukunft seiner Mutter beschäftigten. Da fand er, daß es schade wäre, eine Menge Geld auf einen Hausbau zu verschwenden. So reich war er nicht, daß er sich leichtthin auf beträchtliche Ausgaben einlassen konnte. Wenn die Mutter stürbe — was sollte er dann von Amerika aus mit der Villa anfangen? Klüger war es, ihr eine hübsche Wohnung zu mieten und ihr alles zu verschaffen, was sie zu einem angenehmen, mühelosen Leben brauchte. Sie sollte es gut haben; sie sollte schwelgen in dem glücklichen Bewußtsein, daß sie für das ganze Leben aller Sorgen enthoben sei. Mit dieser Erkenntnis und mit den zerknüllten Blättern aus dem Notizbuche war jedoch der Bauplan nicht für immer vernichtet. Er war zu schön gewesen, und in mancher Stunde rief ihn Eduard Rölle ins Leben zurück und ergötzte sich daran. Zuletzt mußte der

heimkehrende Sohn überhaupt nicht mehr, was er wollte und was er tun sollte, und je näher er dem deutschen Vaterlande und der schlesischen Heimat kam, desto unruhiger ging es in seinem Gemüte zu, desto lebhafter und öfter schwankten seine Entschlüsse und Vorsätze und desto rascher erfolgte der Wechsel seiner Stimmung. Er freute sich unsäglich, die Mutter und seinen Geburtsort zu sehen und dennoch überwältigte ihn zuweilen eine Scheu vor der Heimat — eine Angst, die ihn Schlimmes und Trauriges erwarten ließ. Es gab Minuten, in denen er bereute, daß er den Boden der neuen Heimat, auf dem er sich sicher fühlte, verlassen hatte.

Eines Tages im späten April kam er in Wiesdorf an. Er eilte zum Gärtnerhause. Die Vordertür war verschlossen. Das wunderte ihn nicht; denn diese Tür war schon in seinen Jugendtagen oft verschlossen gewesen. Er ging durch das Gärtchen nach der Hintertür, und dort gelangte er in das Haus. Hochklopfenden Herzens eilte er die Treppe hinauf. Jetzt war der Augenblick gekommen, den er jahrelang heiß und innig ersehnt hatte. Die nächste Sekunde schon sollte die große, inhaltsreiche, heilige und jubelnde Sekunde des Wiedersehens sein. Er zögerte, anzuklopfen. War es nicht ein gefährliches Wagnis, vor die Mutter hinzutreten, die von seinem Kommen nichts ahnte? Er kam ja unangemeldet, überraschend. Wie leicht konnte sie tödlich erschrecken — in Freude erschrecken! . . . Doch dieses furchtsame Bedenken mußte weichen vor dem brennenden Verlangen, sie zu sehen, und so pochte er an. Kein „Herein!“ erscholl. Er pochte stärker, doch vergeblich. Vielleicht war sie eingeschlafen. Oder ausgegangen . . . Behutsam drückte er auf die Klinke. Die Tür ging auf und — er blickte in einen leeren Raum. Nur der alte Ofen, den er wiedererkannte, stand noch in der Stube; alles andere war fortgeschafft worden. Der Auszug mußte vor kurzer Zeit erst erfolgt sein; auf dem Fußboden lagen noch Spuren dieser Tätigkeit: Papierseken, Stroh, Gerümpel, Scherben und dergleichen Zeug. Verwundert blickte er in den öden, wüsten Raum. Er war keines klaren Gedankens mächtig; der unerwartete Anblick hatte lähmend gewirkt auf sein Denken und fühlen. Wie ein Traumwandler verließ er das Haus, und erst unten im Hofe kam es wie ein Erwachen über ihn; er entrang sich dem Banne der Angstbeflemmung, der ihn bestrickt hatte, und sagte sich, daß die Mutter in eine andere Wohnung gezogen sei.

Unweit vom Gärtnerhause, in Kalinkes Garten, grub eine Frau die Gemüsebeete um. Er trat an den Zaun und fragte, wo Frau Rölle hingezogen sei. Die Frau hielt mit dem Graben inne und antwortete, ihn erstaunt betrachtend: „Sie wulln zur Frau Rölle? Die braucht keene Wohnung nie meh. Die leit uf 'm Kärchhofe . . . Dam Sinnobende vur drei Wucha, doo hoan 'se se begroaba.“

Das war Kalinkes Magd, die Kenate, die ihm den entsetzlichen Bescheid gab. Sie hat den Vorgang später viele hundertmal erzählt, und immer hinzugefügt, daß sie es bis an ihre Sterbestunde nicht vergessen werde, wie Eduard Rölle erschrocken sei — wie er sie angebrüllt, wie er geschrien habe, sie sei eine Lügnerin, und wie er dann hingestürzt sei. Zuerst hatte sie gar nicht gewußt, daß es der Eduard war; erst als er sich auf dem Wege herumfiel, mit den Armen schlenkerte, mit den Beinen strampelte und immerfort brüllte: „Mutter, Mutter — meine Mutter!“, da sei ihr erst die Erleuchtung gekommen. Sie habe es gar nicht ansehen können, wie er in der Verzweiflung tobte, wie er aufsprang, den kleinen Kastanienbaum zu fassen bekam, der dort stehe, und an dem Stamm herumriß, als ob er ihn zerbrechen wollte . . .

Das war Eduard Rölles Heimkehr aus Amerika . . .

\* \* \*

Sie konnte vortrefflich erzählen, die Mutter Kerber. Als hätte sie das Leben Eduard Rölles mitgelebt, seine seelischen Freuden mitgenossen, seine seelischen Kämpfe mitgekämpft, alle seine Schmerzen und Qualen, seine Selbstvorwürfe und Selbstpeinigungen mitgelitten — so wirkten ihre Schilderungen auf mich, ihre aufmerksame Zuhörerin. Ihr hatte er alles gestanden, was er an seiner unglücklichen Mutter gesündigt zu haben glaubte; sie war seine Vertraute geworden, zu der er in mancher stillen Abendstunde, wenn die Geräusche des Tages und der Lärm in der Gaststube verklungen waren, aus der Tiefe des Herzens geredet hatte, wie einer, dem es höchste Wohltat, Erlösung und Zwang ist, sich einem edlen, mitfühlenden Gemüte ganz zu offenbaren, oder auch wie einer, dem zu Sinn ist, als würde ihn die Wucht einer Schuld zermalmen, wenn er nicht Befreiung fände durch ein offenmütiges, vertrauliches Geständnis.

Zwei Wochen lang war er in Wiesdorf geblieben. Er hatte bei Kerbers gewohnt und war Tag für Tag bestrebt gewesen, seiner toten Mutter ein Ehrenretter zu sein. „Doas woarn de schrecklichsta Wucha ei sem Leben!“ sagte Mutter Kerber. Er habe, meinte sie, in diesen vierzehn Tagen alle seine Sünden abgebüßt. Wenn er Todsünden auf dem Gewissen gehabt hätte, würden sie wahrscheinlich getilgt sein durch die Martern, die er durchgemacht habe. Diese Martern seien unbeschreiblich.

Der Nachtwächter war bereits aufgezogen und wir saßen noch immer in der Laube. Er sah unsere Lampe brennen, sah uns sitzen und mochte sich wohl in maßloser Verwunderung fragen, was es bedeuten solle, daß die alte Frau Kerber so lange im Garten blieb. Alle paar Minuten machte er sich durch seine Stundenpfeife bemerkbar und immer hielt er sich

am Staketenzaune in der Nähe unserer Laube auf. Wahrscheinlich sollte sein unzeitiges Pfeifen uns sagen, daß es die höchste Zeit zum Schlafengehen sei. Wir aber ließen uns nicht stören, weder durch ihn, noch durch alle die geisterhaften Geräusche der Nacht. Sogar der unheimlich-schauerlich kreischende Ton eines Käuzchen vermochte den Zauber nicht zu lösen, der uns gefangen hielt. Wir vergaßen die Zeit, die Nacht und uns selber; wir lebten in jenen dunklen Stunden beim trüben Leuchten der von Motten umschwärmten Lampe ein fremdes Leben; wir durchlebten im Geiste und mit dem Herzen die trostlosen zwei Wochen, die Eduard Rölle in Wiesdorf verlebt hatte.

Mutter Kerber hatte ein gutes Gedächtnis. Die Ereignisse jener Tage waren ihr unvergeßlich. Oft berührten mich ihre Worte wie eine Anklage, vor der ich nicht bestehen konnte und die Scham und Reue und beklemmendes Schuldbewußtsein in mir weckte. Doch sie wollte nicht anklagen; sie erzählte nur. Sie wußte ja nicht, daß ich an Frau Rölle treulos gehandelt und ein heiliges Versprechen unerfüllt gelassen hatte . . .

(Fortsetzung folgt.)

---

## Umschau.

### Oberschlesien im November 1904.

Der Kaiser in Oberschlesien. — Börse und Handel. — Oberschlesischer Bergbau. Oberschlesische Kohlenkonvention. — 200jähriges Jubiläum der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben. — Verbesserung der selbsttätigen Wetter- und Feuerdammtüren für Bergwerke, System Dypka-Schüttel. Verfahrverfahren im Steinkohlenbergbau. Königin Luisegrube. Bielschower Grube. Neu-Abwehrgrube. — Oberschlesischer Eisenmarkt. Roheisenerport aus Oberschlesien. — Berg- und Hüttenmännischer Verein. — Bohrungen nach Eisenerzen in Glarowka. Martinsstahlwerk und Radscheibenwalzwerk in der Königshütte. — Zehnjahrfeier des Vereins „Eisenhütte Oberschlesien“. — Oberschlesisches Koksgeschäft. — Schifffahrt. — Neue ober-schlesische Kirchen in Königlich Neudorf, Schomberg, Zaborze-Poremba und Rauden. Enthüllung des Denkmals in Leobschütz für Markgraf Georg den Bekenner. Umänderung des Glockengeläuts der katholischen Pfarrkirche in Ratibor. — 10jähriges Bestehen des Deutschen Ostmarkenvereins. — Kommunales. Verstaatlichung des städtischen Gymnasiums in Kattowitz. Geschäftsbericht der städtischen Sparkasse in Neisse. — Amtseinführung des Landrats Lentz in Rybnik. — Gesellschaftliches in Oberschlesien.



Wenn der Kaiser als Jagdgast zu den ober-schlesischen Magnaten kommt, so ist das stets ein freudiges Ereignis nicht nur für die Jagdherren, sondern auch für alle getreuen Oberschlesier. Mit großem Eifer geht man an die Ausschmückung der Straßen und Gebäude, ein jeder möchte seine Liebe und Verehrung für den hohen Herrn gern in irgend einer Weise betätigen und der Freude über die Anwesenheit des Landesvaters Ausdruck geben. So war es auch diesmal, als der Kaiser vom 22. November bis zum 1. Dezember in Oberschlesien

als Jagdgast weilte. Am 22. November traf der Kaiser nachmittags um 6 Uhr mittels Sonderzuges in Hofjagduniform, begleitet vom Oberhofmarschall Grafen Eulenburg, Gesandten von Schön, Generalmajor à la suite Grafen Hohenau und Graf Moltke, sowie Leibarzt Dr. Niedner in Groß-Strehlitz als Jagdgast des Grafen Tschirschky-Renard ein. Auf dem Bahnhofe wurde er vom Jagdgeber, ferner vom Landrat von Alten, Bürgermeister Gundrum und Güterdirektor Dieterici empfangen; er fuhr durch die spalierbildenden Vereine und Schulen bei herrlicher Magnesiumbeleuchtung. An acht Ehrenporten waren Tribünen aufgebaut, an welchen verschiedene lebende Bilder wirkungsvoll gestellt wurden: 1. vom Arbeiterverein: „Zimmerleute und Maurer, sowie Kalkarbeiter bei der Arbeit“; 2. vom Gesellenverein: „Der Handwerksbursche zieht ins Weite“, „Heimkehr ins Vaterhaus“; 3. vom Handwerkerverein: „Tischlermeister bei der Arbeit“, „Schmiedemeister bei der Arbeit“; 4. von den Beamten des Fabrikbesizers Prankl: „Schiffsjungen“, „Rudersport“; 5. vom Gymnasium: „Beim Studium“; 6. vom Turnverein Vorwärts: „Turnerleben“; 7. vom Männergesangverein: „Sängergruß“, „Fahrende Sänger“; 8. von der Schützen-gilde: „Auf der Jagd“, „Heimkehr von der Jagd“. Diese Gruppen waren alle äußerst gelungen, besonders traten die Jagdgruppen hervor, in deren Hintergrunde ein Forsthaus und frische Mädchengestalten zu sehen waren. Vor dem Schlosse wurde der Kaiser von der Jägerei unter Forstmeister Sebarth begrüßt. Gräfin Eulenburg, Baronin von Veltheim und Komtesse von Tschirschky, eine Schwester des Jagdherrn, machten die Honneurs und begrüßten den Kaiserlichen Jagdgast. Um 7 Uhr fand ein Diner von 24 Gedecken statt, woran außer dem Kaiser und dessen Gefolge teilnahmen: Fürst Henckel von Donnersmark-Neudeck, Graf von Eulenburg-Prassen, die Grafen Fritz und Albrecht von Eulenburg, Kammerherr von Jawadzki, Baron von Veltheim, von Ruffer-Kokoschütz, Graf Kospoth-Briese, ferner: Regierungspräsident Holz, Landrat von Alten, Direktor Dieterici und Graf Hans Heinrich von Strachwitz-Stubendorf. Das vom Kaiser mitgebrachte Geweih eines Achtundzwanzigers, den er in Rominten erlegt hatte, wurde während der Tafel in den Saal gebracht. Am 23. November war das Wetter so ungünstig, daß die Jagd unterbleiben mußte. Am 24. November war das Wetter besser, so daß der Aufbruch zur Jagd um 9 Uhr erfolgen konnte. An der Agnesremise wurde der Kaiser durch den Jagdgeber in außerordentlich sinniger Weise überrascht. Graf Tschirschky hatte gegenüber dem Standorte des Kaisers einen zwei Meter hohen Hügel aus erratischen Blöcken als ein Mal errichten lassen, das unter der Kaiserkrone folgende Inschrift trug: „Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. erlegte an dieser Stelle am

2. Dezember 1902 Allerhöchstseine 50 000. Kreatur, einen weißen Fasaneuhahn“. Der Kaiser war sichtlich erfreut und dankte dem Jagdgeber herzlich. Um 1½ Uhr wurde die Jagd abgebrochen. Trotz der kurzen Jagd wurden über 1200 Fasanen erlegt. Zu dem Frühstück im Schlosse waren geladen: Bürgermeister Gundrum, Pastor Eberlein, Stadtpfarrer Ganczarsky, Amtsgerichtsrat Herden in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Kreisriegerverbandes und Stadtverordnetenvorsteher Fabrikbesitzer Prankl. Während der Tafel verlieh der Kaiser folgende Auszeichnungen: den Kronenorden 1. Klasse dem Grafen Tschirschky-Renard, die Medaille zum Kronenorden dem Kanzleidner Patolla und dem Bereiter Korth, das Kreuz zum Allgemeinen Ehrenzeichen dem Wirtschaftsinspektor Fest und dem Brennereiverwalter Thiemann, Frau Güterdirektor Dieterici erhielt eine kostbare goldene Broche. Da der Kaiser den Wunsch geäußert hatte, die schönen lebenden Bilder noch einmal zu sehen, so herrschte an den Ehrenpforten äußerst reges Treiben. Auch die Schulen und Vereine traten zur Spalierbildung an. Der Kaiser bezeugte seine Zufriedenheit mit der eigenartigen Ehrung durch freundliches Grüßen an die Mitwirkenden. Schon beim Frühstück hatte er wiederholt dem Bürgermeister Gundrum gegenüber sein besonderes Wohlgefallen an der schönen Straßenaus schmückung und den lebenden Bildern ausgesprochen und ihm aufgetragen, den Kaiserlichen Dank der Bürgerschaft zu übermitteln. Auch überreichte der Kaiser dem Bürgermeister Gundrum als Geschenk für die Stadt Groß-Strehlitz zwei große Bilder mit folgender eigenhändig geschriebener Widmung:

für das Rathaus von Groß-Strehlitz  
den 24. November 1904

Wilhelm. J. R.

Das eine Bild stellt dar: Admiral Seymour gibt bei dem Rückzuge auf Tientsin den Befehl „The Germans to the front“, 20. Juni 1900, und das andere: „Das erste Bataillon Garde in der Schlacht bei Kolin“.

Nachmittags um 5¾ Uhr traf der Kaiser in Moschen ein und wurde vom Grafen von Tiele-Winckler und dem Landrat von Sydow empfangen. Auf dem Wege zum Schlosse bildeten die Kriegervereine mit fackeln Spalier. Um 7 Uhr fand ein Diner zu 30 Gedecken statt. Als Jagdgäste waren in Moschen u. a. eingetroffen: General von Kalkstein, Oberhoffjägermeister Freiherr von Heintze, Oberpräsident Graf Jedlitz-Trützschler, der Kommandeur des 6. Armeekorps von Woyrsch, Graf Tschirschky, Graf Seherr-Thoß, Graf Erdödy aus Ungarn und der Kommandeur des Leibkürassier-Regiments Oberstleutnant von Dollard-Bockelberg. Das Jagdergebnis war in Moschen ein günstiges; es wurden fast 4000 Fasanen erlegt, vom Kaiser allein 825. Der Kaiser verlieh dem

Grafen von Tiele-Winckler den Roten Adlerorden II. Klasse und die Hofjagduniform, dem Güterdirektor Berlin den erblichen Adel, dem Förster Reisch die Medaille zum Roten Adlerorden und dem Fasanenwärter Chromik die Medaille zum Kronenorden; dem Wildmeister Gottschalk schenkte er einen kostbaren Hirschfänger. Am 26. November verließ der Kaiser des Nachmittags Moschen und fuhr nach Neudeck als Jagdgast zum Fürsten von Donnersmarck. Er traf um 5 Uhr in Radzionkau ein und wurde vom Jagdgeber, vom Landrat von Schwerin, von dem Amtsvorsteher, Gemeindevorsteher, der Geistlichkeit, Lehrerschaft, Vereinen, Schulen und vielem Publikum empfangen und jubelnd begrüßt. Am Schlosse Neudeck begrüßte den hohen Gast die Fürstin von Donnersmarck mit den beiden Prinzen Donnersmarck und den bereits anwesenden Gästen. An dem um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr begonnenen Diner nahmen u. a. teil: Fürst zu Hohenlohe-Wehringen, Graf Tschirschky-Kenard, der Württembergische Gesandte Frhr. von Varnbühler, Gesandter von Schön, Oberpräsident Graf Jedlitz-Trützschler, Oberhofmarschall Graf Eulenburg, Generalmajor à la suite Graf Hohenau, Generalmajor von Moltke, der Gesandte in Oldenburg Graf Viktor Henckel von Donnersmarck, Graf Valentin Henckel, Graf Lurgburg, Regierungspräsident Holz, Eisenbahndirektionspräsident Haassengier-Kattowitz, Landrat von Schwerin-Carnowitz, Landrat Dr. Lenz-Beuthen, Regierungs- und Landrat Freiherr Dr. v. Ziller-Jabrze, Generaldirektor Justizrat Dr. Bitta, fürstlicher Leibarzt Dr. Orb, die Generalbevollmächtigten Gläzel-Berlin und Rechtsanwalt Kotitschke-Neudeck, der Chef der fürstlichen Schloßverwaltung Oberstleutnant a. D. Weißbrot. Der folgende Tag war ein Sonntag; vormittags fand in der Schloßkirche Gottesdienst statt, den der Superintendent Bojanowski abhielt, der dann der Einladung zum Frühstück folgte. Nachmittags machte der Kaiser einen Spaziergang durch den Park. Montag, den 28. November, und Dienstag den 29. wurde bei gutem Wetter gejagt. Gegen 4000 Stück Wild wurden geschossen, vom Kaiser allein 945. Ordensauszeichnungen erhielten folgende fürstlich Donnersmarck'schen Beamten: Rechtsanwalt Kotitschke in Neudeck, Bergwerksdirektor Dos in Schwientochlowitz und Regierungsrat a. D. Gläzel in Berlin den Roten Adlerorden 4. Klasse; Postverwalter Hauck in Neudeck erhielt den Kronenorden 4. Klasse.

Am 29. November verließ der Kaiser des Nachmittags Neudeck und fuhr nach Slawenzitz zum Fürsten Hohenlohe. Auf der Fahrt ließ der Kaiser auf der Station Karf den Sonderzug halten, um die dort aufgestellten Kinder der Stiftung Friedenshort in Niechowitz, die von der Stifterin Schwester Eva von Tiele-Winckler und den in Friedenshort arbeitenden Schwestern geführt wurden, zu begrüßen; gleichzeitig waren dort

die gesamten Volksschüler von Niechowitz und Karf, etwa 3000, unter Führung ihrer Lehrer und Lehrerinnen anwesend. Der Kaiser verließ seinen Salonwagen unter den jubelnden Hurrarufen der Jugend und wurde von der Komtesse Eva von Tiele-Winkler und vom Landrat Dr. Lenz-Beuthen begrüßt. Einige Kinder trugen dem Kaiser sinnige Gedichte vor, auch wurde ihm ein Bild vom Evaheim und ein Blumenstrauß überreicht. Der Kaiser bestieg dann wieder seinen Wagen, blieb aber auf der Plattform stehen, während der Zug ganz langsam fuhr, bis die lange Front der Kinder zu Ende war; dabei nickte er den Kindern, die ihn alle sehr gut sehen konnten, freundlich zu. Um 4 Uhr traf der Kaiser in Slawentzitz ein; in demselben Zuge fuhren als Gäste des Fürsten Hohenlohe: Generaladjutant von Plessen, Fürst Henckel von Donnersmarck, Graf Tschirschky-Kenard und Oberpräsident Graf von Zedlitz-Trützschler. Auf dem festlich geschmückten Bahnhofe wurde der Kaiser von dem Jagdgeber und Landrat von Hauenschild empfangen. Als Jagdgäste waren außer den schon Genannten in Slawentzitz eingetroffen: die Fürsten von Pleß, von Solms-Baruth und von Haßfeld, Generalleutnant Graf von Hülsen-Häseler, der Herzog von Ratibor, Fürst von Lichnowsky, Graf von Tiele-Winkler und Prinz Gottfried von Hohenlohe-Schillingsfürst. An dem Diner nahmen abends außerdem noch teil: Graf Sierstorff, Regierungspräsident Holz und Landrat von Hauenschild. Am 30. November wurden bei der Jagd in Slawentzitz 4127 Kreaturen erlegt, davon entfallen auf den Kaiser 916 Stück. Zu dem Diner am Abend hatten noch Einladungen erhalten: der Chef der fürstlichen Hofhaltung Graf Cziraki, Generaldirektor Linke, Oberforstmeister Riedel, Oberstabsarzt Dr. Stolzenberg und Hauptmann Schönwasser-Cosel. In Slawentzitz verlieh der Kaiser folgende Auszeichnungen: den Roten Adlerorden 4. Klasse erhielt Oberberg- und Hüttendirektor Schöllner, den Kronenorden 4. Klasse der Oberförster Roderfen und der Hofkanzleinspektor Scholtz, das Allgemeine Ehrenzeichen der Revierförster Schröder, der Schloßdiener Lorenz, der Kanzleidiener Seltmann, die Kronenorden-Medaille der Reitbursche Byok, der Kammerdiener Kasprzak, die Förster Buchelt und Schröder. Leibjäger Nerlich erhielt einen Hirschfänger. Am 1. Dezember trat der Kaiser vormittags die Rückreise von Slawentzitz aus an, unterbrach mittags in Breslau die Fahrt und stattete den Leibkürassieren einen Besuch ab. Welchen Wildreichtum Oberschlesien besitzt, kann man daraus ersehen, daß bei den Kaiserjagden mehr als 13000 Kreaturen geschossen wurden, vom Kaiser selbst rund 3200.

Börse und Handel zeigten durchweg feste Grundstimmung. Die Geschäftskreise beurteilten die wirtschaftliche Gesamtlage in günstiger Weise.

Eine anhaltende Bevorzugung erfuhren die leitenden Montan- und Hüttenaktien. Der günstige Verlauf der Verhandlungen des oberschlesischen Walzwerkverbandes und die günstig lautenden Berichte aus den Hauptindustriengebieten wirkten anregend auf die Montanpapiere und gegen weite Kreise des Publikums in diesen Interessenzirkel; es zeigten sich in den leitenden Hüttenaktien erhöhte Kauflust und kräftige Preissteigerung. Auf dem internationalen Eisenmarkt trat eine Besserung ein; so zeigte sich namentlich in Amerika eine anhaltende Erhöhung der Eisenpreise. Die in der Kommission erfolgte Annahme der Kanalvorlage trug ihr Teil zur Herbeiführung einer zuversichtlichen Auffassung bei. Die Besserung der Schiffsverkehrsverhältnisse bewirkte eine festere Stimmung für Kohlenwerte. Auch die Elektrizitätswerke zeichneten sich durch lebhaften Verkehr aus, besonders die Aktien der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft. Ebenso zeigten die Aktien der Zementwerke gute Haltung. Am Bankmarkt war das Geschäft ziemlich lebhaft bei mäßigen Notierungen. Auf zahlreichen Gebieten der gewerblichen Tätigkeit machte sich immer deutlicher eine Besserung bemerkbar. Den besten Beweis von der in guter Fortentwicklung befindlichen Wirtschaftslage bildete die Oktober-Einnahme der deutschen Eisenbahnen mit einem Monatsplus von 8 Millionen Mark.

Der Steinkohlenbergbau in Oberschlesien ist nach der vom Oberbergamt Breslau aufgestellten Statistik für das III. Vierteljahr 1904 gegen das vorige Vierteljahr in Förderung, Absatz und Durchschnittspreis um 11,05 — 13,27 — 1,77 Prozent gestiegen. Beschäftigt wurden in Oberschlesien 84 421 Mann. Beim Braunkohlenbergbau sind im III. Vierteljahr 1904 Förderung, Absatz und Durchschnittspreis im Vergleich gegen das Vorvierteljahr um 12,46 — 12,36 — 3,59 Prozent gestiegen; auf den Braunkohlenwerken waren 1926 Mann beschäftigt. — Die oberschlesische Kohlenkonvention hat in ihrer in Kattowitz abgehaltenen Generalversammlung die Verladung für das laufende Vierteljahr in Höhe der festgestellten Verhältniszahl freigegeben; das ergibt eine Erhöhung der Verladungen um 5 Prozent gegen das Vorjahr. Bei der Vorstandswahl wurden die Generaldirektoren Williger, Bernhardt und Junghann wiedergewählt. Zu Gunsten der Sammlung für die notleidenden Kleinschiffer stellte die oberschlesische Kohlenkonvention einen Betrag von 10 000 Mark zur Verfügung. — Eine der ältesten und bedeutendsten Bergwerksgesellschaften Oberschlesiens ist diejenige der Georg von Giesche'schen Erben. Sie feierte am 22. November ihr 200 jähriges Bestehen. Am 22. November 1704 wurde dem Kaufherrn Georg Giesche aus Breslau vom Kaiser Leopold das Privileg zur ausschließlichen Gewinnung von Galmei verliehen. Man kann dem Galmeibergbau bei

Beuthen und Tarnowitz ein viel höheres Alter zuschreiben, denn bereits aus dem Jahre 1565 wird eine Messinghütte genannt, die dem Bürger Peter Jost aus Tarnowitz gehörte. Anfang des 18. Jahrhunderts fand Georg Giesche, als er die Tarnowitzer Gegend bereiste, an alten Halden den Galmei wieder auf und erhielt das genannte Privilegium auf 20 Jahre, das später seinen Erben von 20 zu 20 Jahren bis 1802 immer erneuert wurde. Dann wurden die Gruben den Erben bergordnungsmäßig verliehen. Die Galmeigruben in Scharley bei Beuthen und Trockenberg bei Tarnowitz bildeten den Grundstock zu dem Montanbesitz der Gesellschaft Georg von Giesches Erben. Der Galmei wurde mit Holz gebrannt und auf der Oder nach Breslau geschafft und von da zur Messingbereitung weiter vertrieben. In Oberschlesien bestand in Jakobswalde ein Messingwerk, das einem Jakob Flemming gehörte; es wurde von den Giescheschen Gruben mit Galmei versorgt. Nachdem Johann Christian Ruberg auf der Glashütte zu Wessola aus Ofenbruch Zink hergestellt und auf Lydogniahütte solche aus Galmei erschmolzen worden war, errichtete auch die Gesellschaft von Giesches Erben Zinkhütten; 1809 wurde in Scharley ein Zinkofen in Betrieb gesetzt, 1810 die Siegismundhütte, später die Concordia-Zinkhütte; wegen Mangel an Kohle wurden diese Hütten nach einiger Zeit eingestellt. Dann wurde die Georgshütte bei Fannygrube errichtet, ferner die Liebeshütte bei Gottessegengrube, sie blieb aber nur einige Jahre im Betriebe, hierauf die Davidhütte bei Chropaczow, die indessen ebenfalls nach kurzer Zeit in Folge Erlaufens der dortigen Kohlengrube eingestellt werden mußte. Georg von Giesches Erben erwarben inzwischen zwei Kohlengruben, die Augustagrube bei Schoppinitz und die Morgenrothgrube; nun errichteten sie die Wilhelminehütte und pachteten die Franzhütte bei Kattowitz; anfang der 60er Jahre wurde die Walther-Cronekhütte erbaut, Ende der 60er Jahre erwarb die Gesellschaft die Paulshütte bei Klein-Dombrowka, 1880 die Normahütte bei Bogutschütz. In den 70er Jahren wurde mit dem Verhütten der Zinkblende und der Herstellung der Schwefelsäure begonnen und die Reckehütte in Kosdzin — Blendröst- und Schwefelsäurefabrik — erbaut, vor mehreren Jahren wurde die Bernhardihütte errichtet, in Kosdzin ein großes Zinkwalzwerk. Georg von Giesches Erben sind in Oberschlesien nächst dem Fiskus die größten Steinkohlenproduzenten; die Gesellschaft produziert jährlich rund  $2\frac{3}{4}$  Millionen Tonnen Steinkohlen. Das jährliche Quantum des Rohzinkprodukts beläuft sich auf  $\frac{1}{4}$  Million Tonnen. Die Gesellschaft beschäftigt im ganzen gegen 15 000 Arbeiter. Am 21. November fand in Breslau eine Vorfeier des Jubiläums statt. Das Geschäftshaus der Gesellschaft am Schweidnitzer Stadtgraben war festlich geschmückt.

Zunächst wurde eine außerordentliche Generalversammlung der Gewerkschaft unter dem Vorsitz des Grafen von der Recke-Volmerstein abgehalten, in welcher auf den Antrag des Repräsentantenkollegiums eine Million Mark zu guten Zwecken gestiftet wurden, und zwar 900 000 Mark zu Gunsten der Beamten und Arbeiter und 100 000 Mark für Wohltätigkeitsanstalten außerhalb der Gewerkschaft; die 900 000 Mark wurden derart verteilt, daß 150 000 Mark bestimmt sind zum Pensionsfonds, um aus den Zinsen bedürftige Hinterbliebene zu unterstützen, ferner 400 000 Mark zum Arbeiterpensionsfonds mit ähnlichem Zweck und 200 000 Mark zum Bau eines Lazarets für die Hüttenfrankenkasse der Gewerkschaft in Kosdzin. Außerdem erhielten alle Beamten mit mehr als 10 jähriger Dienstzeit (über 100) goldene oder silberne Taschenuhren mit Ketten nebst eingravierter Widmung, dann alle Pensionäre und Witwen eine Monatsrate ihrer Pension, alle Arbeiter, die mindestens 25 Jahre auf den Werken der Gesellschaft arbeiten, ein Sparkassenbuch über 100 Mark. Generaldirektor Bernhardi dankte im Namen der Beamten und Arbeiter für die reichen Stiftungen. Überdies verlieh die Gewerkschaft mehreren Beamten Titel; u. a. wurden ernannt: die Bergverwalter Förster-Gieschegrube und Vogt-Mathildegrube zu Berginspektoren, Hüttenmeister Götz-Bernhardihütte zum Hütteninspektor. Zu der Jubelfeier fanden sich von nah und fern viele Gratulanten ein; in großer Zahl kamen schöne Blumen Spenden, Glückwunsch-Telegramme und Schreiben sowie Adressen an. Auch Oberpräsident Graf von Zedlitz-Trübschler erschien als Gratulant; er sprach im Namen der Staatsregierung der Gesellschaft Anerkennung und Dank aus und verkündete folgende Allerhöchst verliehene Auszeichnungen: Generaldirektor Berggrat Bernhardi wurde zum Geheimen Berggrat ernannt; verliehen wurde: dem Grafen Recke der Stern zum Kronenorden 2. Klasse, dem Ceremonienmeister von Fraukenberg-Proschlitz-Breslau der Rote Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe, dem kaufmännischen Direktor Hugo Römhild und dem Rechnungskammerdirektor Richard Menzel der Rote Adlerorden 4. Klasse, dem Bergverwalter Julius Triebts-Birkenhain und dem Oberschichtmeister Göpfert-Kosdzin der Kronenorden 4. Klasse; ferner mehreren Unterbeamten das Allgemeine Ehrenzeichen. Auf den einzelnen Werken wurde das Jubiläum würdig gefeiert. Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der Gesellschaft der von Giesches Erben ist, daß sie allezeit führend mitgearbeitet hat auf dem Gebiete der hütten- und bergmännischen Technik; sie hat immer alle Schwierigkeiten überwunden; vor allem hat sie über der Arbeit nebst dem berechtigten Streben nach Gewinn niemals der ethischen Aufgaben vergessen. — Die selbsttätige Wetter- und Feuerdammtür für Bergwesen, System Dypka-Schüttel, wurde von dem Erfinder

erheblich vereinfacht, wodurch die Kosten für eine solche Tür sich ermäßigt haben; das volle Förderwagengewicht öffnet die Türflügel und schließt sie auch nach Bedarf, ohne Rücksicht auf den Wetterdruck. Durch die Vereinfachung der Tür ist ein schneller und leichter Einbau bei noch sicherer Wirkung als bisher möglich. — Um der Zunahme der Unglücksfälle im Steinkohlenbergbau durch Stein- oder Kohlenfall zu begegnen, wird das Versatzverfahren immer mehr verallgemeinert. Auf folgenden Bergwerken ist das Verfahren schon eingeführt bzw. in der Einführung begriffen: Konsolidierte Konfordia und Michael, Hedwigswunsch und Ludwigsglück I im Bergreviere Nord-Gleiwitz; Königin Luise und Bielschowitz im Bergreviere Süd-Gleiwitz; konsolidierte Brandenburggrube im Bergreviere Süd-Beuthen; kombinierte Chassée und konsolidierte Fanny, Ferdinand, konsolidierte Hohenlohe-Steinkohlengrube, Laurahütte und Myslowitz im Bergreviere Nord-Kattowitz; konsolidierte Kleophasgrube und konsolidierte Gieschegrube im Bergreviere Süd-Kattowitz; Beatensglück, Kaiserin Elisabeth und Wien im Bergreviere Ratibor. — Auf der Bielschowitzgrube wurde der Nachtförderbetrieb eingestellt, die überzähligen Arbeiter wurden dem Südfelde — Guidoschacht — zugeteilt. Auf der Paulusgrube wird infolge Erschließung neuer Kohlenfelder der Förderbetrieb erweitert werden; bei den dort vorgenommenen Bohrungen wurden auf dem Godullaschacht abbauwürdige Kohlenflöze entdeckt, der Schacht wird darum nachgeteuft. Der Adolfschacht der Neu-Abwehrggrube zu Mikulschütz war seit längerer Zeit überschwemmt; durch angestrengte Taucherarbeit ist es gelungen, den Schacht wasserfrei zu machen; nun können auch die Abteufarbeiten im Schachte fortgesetzt werden. Eine Wiederholung des Wasserdurchbruchs ist nicht zu befürchten. Vom Adolfschacht aus soll ein Durchhieb bis zum Andreasflöz der Konfordiagrube getrieben werden. — Am 28. November hielt der Berg- und Hüttenmännische Verein eine Sitzung in Kattowitz ab, die sich zu einer Ehrung des Vorsitzenden, Geh. Bergrats Bernhardi, gestaltete. Wie bereits früher erwähnt, tritt Herr Bernhardi am 1. Januar k. J. von seinem Posten zurück. Der Berg- und Hüttenmännische Verein beschloß, seinen verdienstvollen Vorsitzenden zum Ehrenvorsitzenden zu ernennen, sein Bild im Sitzungssaale des Vereins aufzuhängen und seine sämtlichen Schriften zu sammeln und in einem besonderen Werke herauszugeben, durch welches der oberschlesischen Industrie gleichsam ein Vermächtnis des um ihre Entwicklung hochverdienten Mannes gegeben werden soll. Als Nachfolger im Vorsitz wurde Generaldirektor Williger-Kattowitz gewählt, zu weiteren Vorstandsmitgliedern die Herren Bergrat Remy, Geh. Bergrat Junghann, Geh. Bergrat Bernhardi, Geh. Bergrat Wiggert, Generaldirektor Bergrat Pieler-Ruda und Generaldirektor Linke-Slawentzitz. An

die Sitzung schloß sich ein gemeinsames Mahl, bei dem der Altmeister der oberschlesischen Industrie, Geh. Bergrat Bernhardi, in gebührender Weise gefeiert wurde.

Die erfolgte Bildung des oberschlesischen Stahlverbandes ist von merklichem Einfluß auf den oberschlesischen Eisenmarkt; die Nachfrage belebte sich wesentlich, in Stabeisen, Band- und Feineisen zeigte sich eine regere Geschäftstätigkeit. Langsam kehrt das so lange vermißte Vertrauen auf die Wiederkehr einer besseren Geschäftslage zurück, man ist bestrebt, den nächsten Vierteljahresbedarf durch Abschlüsse zu decken, der Eingang von Aufträgen belebte sich, auch lautete die Vorschrift auf sofortige Lieferung. Die Preislage ist gefestigt. Der inländische Bedarf in Stab- und Handelseisen zeigte eine Besserung, in Trägern waren die Abgänge befriedigend, für neue Geschäfte festigte sich die Stimmung; allerdings ließen die Bestellungen für sofortigen Verbrauch infolge der verminderten Bautätigkeit nach, aber dafür zeigte sich die Aufnahmefähigkeit des Auslandes wesentlich günstiger als im Vorjahre; die Lagerstände sind gering. In den Röhrenwalzwerken hat sich der Beschäftigungszustand gehoben, doch sind die Preise wenig lohnend. Die Grobblechwerke haben in Konstruktions-, Waggon- und Schiffsbaublechen noch ausreichend zu tun. In feiblechen werden kurzfristige Abschlüsse getätigt. In Sturz- und Modellblechen sowie in fabriktionsqualitätsblechen begann ein lebhafteres Geschäft. Der Roheisenmarkt hat seine Haltung nicht geändert. Im vergangenen Jahre betrug die Roheisenproduktion in Oberschlesien 180 000 Tonnen, in diesem Jahre wird sie wahrscheinlich über 200 000 Tonnen betragen; die Nachfrage für den Auslandsbedarf ist eine recht günstige, besonders aus Serbien und Osterreich. — In Glasowka bei Woischnik werden Bohrungen nach Eisenerzen vorgenommen, und es wurden dort in einer geringen Tiefe milde Eisenerze in einer Stärke von 3 Meter und mit einem Eisengehalt von 45 bis 50 Prozent gefunden; mit dem Abbau soll schon im nächsten Jahre begonnen werden. — Der Neubau des Martinstahlwerks in der Königshütte geht seiner Vollendung entgegen, jedenfalls wird die Anlage im Januar 1905 in Betrieb gesetzt werden. Eine andere Neuanlage im Stahlwerk der Königshütte, das Radscheibenwalzwerk, welches zur Herstellung von gewalzten Radscheiben für Eisenbahnwagenräder bestimmt ist, geht gleichfalls der Vollendung entgegen. — Am 27. November hielt der Verein „Eisenhütte Oberschlesien“, ein Zweigverein des Vereins deutscher Eisenhütten, in Gleiwitz die Hauptversammlung ab und feierte zugleich sein zehnjähriges Bestehen. Der Verein wurde am 1. April 1894 mit 151 Mitgliedern gegründet, heute zählt er 467 Mitglieder. Königlicher Hüttendirektor Arns-Gleiwitz leitete die Versammlung; er begrüßte die Mitglieder und

Gäste, unter letzteren besonders die Vertreter der Behörden, z. B. den Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Wedding-Berlin, den Syndikus der Handelskammer Dr. Nasse, den Eisenbahndirektionspräsidenten Haassengier-Kattowitz, den Landrat von Schröter und Ersten Bürgermeister Menzel-Gleiwitz. Der Vorsitzende warf einen Rückblick auf die zehnjährige Geschichte des Vereins, dem er weiteres Gedeihen wünschte. Aus der Vorstandswahl gingen hervor: Königlicher Hüttendirektor Arns-Gleiwitz, Generaldirektor Boecker-Friedenshütte, Generaldirektor Justizrat Bitta-Neudeck, Geheimer Kommerzienrat Caro-Gleiwitz, Generaldirektor Hochgesand-Zabrze, Generaldirektor Holz-Berlin, Geheimrat Jüngst-Berlin, Generaldirektor Liebert-Berlin, Kommerzienrat Mary-Bismarckhütte, Generaldirektor Märklin-Vorsigwerk, Generaldirektor Niedt-Gleiwitz, Hüttendirektor Sugg-Königshütte, Generaldirektor Schuster-Witkowitz, Geheimer Bergrat Wiggert-Zabrze. Nach Erledigung der Tagesordnung fand anlässlich des 10jährigen Bestehens ein Diner statt, an dem weit über 200 Herren teilnahmen. Der Verein hat schöne Erfolge gezeitigt; möge er weiter blühen als ein Hort der Technik.

Das obereschlesische Koksgeschäft ist in ein gutes Stadium gerückt; eine Anzahl aufgestaffelter Koksalden ist größtenteils verschwunden, die Königin Luisegrube war zum Verladen ihres „eisernen Bestandes“ genötigt. Nicht nur die obereschlesischen Kokswerke haben umfangreiche Lieferungs-aufträge abgeschlossen, sondern auch die Vereinigte Königs- und Laurahütte und die Juliehütte.

Oberschlesien ist infolge Neubaus von Kirchen an schönen und ehrwürdigen Bauwerken wiederum reicher geworden. Am 13. November wurde die in Königlich Neudorf bei Oppeln neuerbaute katholische Kirche feierlich eingeweiht. Am selben Tage fand die Einweihung der neuen katholischen Kirche in Schomberg unter reger Teilnahme der Gemeinde und der Belegschaften der Gräflich Schaffgotsch'schen Bergwerke statt. In Zaborze-Poremba ist eine neue evangelische Kirche gebaut worden, die im Rohbau fertig ist. Auf dem katholischen Friedhofe in Rauden befand sich eine kleine Kapelle; diese ist nun durch den Bau eines Querschiffes, Presbyteriums nebst Sakristei und der darüber liegenden Patronatsempore zu einem schmucken Gotteshause umgewandelt worden, dessen Turm in nächster Zeit erhöht werden soll. In der Vorhalle der evangelischen Kirche in Leobschütz wurde das Standbild des Markgrafen Georg des Bekenner aufgestellt und feierlich enthüllt. Das Glockengeläut der katholischen Pfarrkirche in Ratibor erfuhr eine vollständige Umänderung. Die große, erst vor zwei Jahren aufgezugene Glocke war so schadhaft geworden, daß sie nicht mehr benutzt werden konnte. Die

zweitgrößte Glocke, welche die älteste war, erhielt in der letzten Zeit einen Sprung und verlor ihren Klang. Diese Glocke stammt aus dem Jahre 1572. An ihrem oberen Rande war folgende Inschrift angebracht: „Si Deus pro Nobis, Quis Contro Nos. 1572“. Sie hat 332 Jahre vielen Geschlechtern von Ratibor Wohl und Wehe verkündet. Im Turme sind noch drei Glocken geblieben, und dieses Geläut ist durch drei neue und große Glocken ergänzt bzw. erweitert worden.

Der am 3. November 1894 gegründete Deutsche Ostmarkenverein beging sein 10 jähriges Bestehen, das von den in Oberschlesien vorhandenen Ortsgruppen des Ostmarkenvereins würdig gefeiert wurde, besonders in Kattowitz, Beuthen, Gleiwitz, Ratibor, Rybnik u. s. w.

Auf kommunalem Gebiete sei zunächst hervorgehoben, daß die Verhandlungen zwecks Verstaatlichung des städtischen Gymnasiums in Kattowitz zu einem günstigen Ergebnis geführt haben; die Verstaatlichung steht nahe bevor.

Von den Ereignissen in der Gesellschaft Oberschlesiens seien folgende genannt: Friedrich Reichsgraf von Hochberg, dritter Sohn des Fürsten von Pleß, hat sich mit Miß Caroline Roche, Tochter des Lord Fermoy, verlobt. Das seltene fest der eisernen Hochzeit feierten die hochbetagten, aber verhältnismäßig noch rüstigen Rentier Michalkeschen Eheleute in Groß-Neundorf, Kreis Neisse, die Eltern des Beigeordneten Dr. Michalke in Ziegenhals. Die goldene Hochzeit feierte das Bauerngutsbesitzer Kurka'sche Ehepaar in Köberwitz, Kreis Ratibor. Das 50 jährige Dienstjubiläum beging Rechtsanwalt Henkel in Neustadt O.S., der aus diesem Anlasse zum Justizrat ernannt wurde.

Am 17. November wurde Landrat Lentz in Rybnik durch den Oberregierungsrat Jürgensen in sein Amt eingeführt. Zu Ehren des neuen Landrats fand nach der Einführung ein Festessen in Hirschfelders Hotel statt. Der zum ersten Pastor von Cosel gewählte Pastor Buschow aus Branitz wurde durch den Superintendenten Schulz-Evler-Leobschütz feierlich in sein Amt eingeführt. Von Ordensverleihungen heben wir hervor: Von dem Großherzog von Hessen und bei Rhein wurde dem kaiserlichen Postrat Jugelt in Oppeln das Ritterkreuz 1. Klasse des Verdienstordens Philipps des Großmütigen verliehen. Vor seiner Versetzung nach Oppeln war Herr Jugelt als Postinspektor im Großherzogtum Hessen tätig und hat als solcher eine Untersuchung wegen Ermittlung und Überführung eines Beamten, der die Großherzoglich Hessische Staatskasse jahrelang um hohe Beträge geschädigt hatte, erfolgreich geführt. Dem Oberst und Regimentskommandeur Limau vom Husaren-Regiment „Graf Böken“ wurde vom Kaiser Franz Joseph von Osterreich der Orden der

Eisernen Krone 2. Klasse verliehen, dem Rittmeister Charisius das Offizierskreuz des Franz Josephordens und dem Regimentsadjutanten Leutnant Freiherr Seherr-Thoß das Ritterkreuz desselben Ordens. Die Genehmigung zur Anlegung des Komturkreuzes des päpstlichen Sankt Gregoriusordens ist dem Generaldirektor Bergrat Pieler in Ruda erteilt worden und dem Leutnant a. D. Grafen Wolfgang von Saurma-Jeltsch in Kosnochau, Kreis Neustadt, zur Anlegung des Ehren- und Devotions-Ritterkreuzes des Johanniter-Malteserordens. Dem Geheimen Medizinalrat Dr. Ostmann in Rybnik wurde der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen und dem Lehrer Theodor Sauer in Neustadt, der im vergangenen Sommer in der Militär-Schwimmanstalt der Garnison Neustadt O.S. einen Kanonier mit eigener Lebensgefahr vom Tode des Ertrinkens rettete, die Rettungsmedaille am Bande.

---

## Bücherbesprechungen.

---

**Der gemittliche Schläfnger.** Illustrierter Kalender für die Provinz Schlesien. Mit dem Jahrmarktsverzeichnis für Schlesien, Posen, Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen. Begründet von Max Heinzel. Herausgegeben von Philo vom Walde. 1905. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Preis 50 Pfg. Schweidnitz. Verlag von L. Heege (Oskar Güntzel). 164 Seiten.

Der zum 23. Male erscheinende „Gemittliche“ hat sich sein Plätzchen in der Bücherei und den Herzen der meisten Schlesier bereits erworben. Er soll hier daher erst nicht besonders empfohlen, es soll nur kurz vor Neujahr an sein Erscheinen erinnert werden. Der neue Jahrgang bringt neben dem ganzen Apparat von nützlichen Angaben: Kalendarium, Verzeichnis von Jahrmärkten u. s. w., neben vielen Illustrationen eine ganze Reihe lezenswerter Beiträge. Die klangvollsten Namen des schlesischen Parnasses sind in ihm vertreten: Gerhard Hauptmann, Hermann Stehr, Philo vom Walde, der geschickte Herausgeber des Kalenders, Paul Keller, Hermann Bauch, die den Lesern unserer Zeitschrift wohl bekannte Marie Klerlein, Gräfin Bethusy-Huc, Marie Oberdieck u. s. w. Den Freunden schlesischen Volkstums zur Freude, jedem Schläfnger zur Erquickung, reiht sich der neue Jahrgang seinen trefflichen Vorgängern würdig an.

**Sonntagskinder.** Lieder und Gedichte aus Schlesien. Von Philo vom Walde. Mit dem Bilde des Verfassers. Großenhain und Leipzig. Verlag von Baumert und Ronge. 227 Seiten.

Als Begleitgabe zu der oben angeführten Sammlung von Liedern und Gedichten fügt Philo vom Walde eine kurze Abhandlung über schlesische Dialektdichtung bei. Der Verfasser der Sonntagskinder glaubt scheinbar dem Publikum eine Aufklärung darüber schuldig zu sein, warum er in seinem Heimatidiom und nicht in der üblichen hochdeutschen Sprache dichtet. Diese Aufklärung ist nur dadurch begründet, daß in letzter Zeit die Dialektdichtung in manchen Kreisen zur Modesache geworden war. Man schrieb im Dialekt ebenso wie man zu einem Kostümfest die Landtracht anlegte. Wie die Bauerntracht aber aus dem Städter keinen Landmann macht, so macht auch das Handhaben des Volkssidioms den Dichter nicht zum Volksdichter. Nur wenn der Inhalt wahrhaft volkstümlich ist, wird das dichterische Werk auch zur wirklichen Volksdichtung, und Form und Inhalt schmelzen zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Daß Philo vom Walde ein schlesischer Volksdichter ist, hat er durch sein schlesisches Volksepos „die Leutenot“ schon vor Jahren bewiesen. Die hier angezeigte Sammlung von Gedichten, welche der Verfasser uns als „Sonntagskinder“ präsentiert, zeigt uns Philo vom Walde als begabten schlesischen Volkslyriker. Er empfindet nicht dem Volke nach, er empfindet nicht mit dem Volke; er empfindet wie das Volk. Seine Darbietungen sind volkstümlich im besten Sinne des Wortes. Was die Seele des schlesischen Volkes bewegt, was der Bauer jedoch — nicht

infolge Ermangelung einer Literatursprache, sondern weil es nur wenigen gegeben ist, seine Empfindungen adäquat auszudrücken —, nicht zum Ausdruck zu bringen vermag, das spiegeln uns die lyrischen Ergüsse Philos, und zwar unmittelbar in der Sprache des Volkes, wieder. Wer wird theoretisch darüber streiten wollen, ob der oder jene Dialekt zu dichterischen Werken geeignet ist? Der Beweis kann nur durch die Tat erbracht werden. Und wenn jemand daran geglaubt haben sollte, daß die schlesische Mundart den Dichter in seinem Fluge hemmt, der wird durch die „Sonntagskinder“ von seinem Glauben bekehrt werden.

Auf die einzelnen Gedichte der stattlichen Sammlung wollen wir nicht eingehen, nachdem wir dem Ganzen das obige Zeugnis ausgestellt haben. Der Vollständigkeit wegen sei nur noch hinzugefügt, daß, wenn auch die meisten Gedichte der Lyrik angehören, die epische und didaktische Gattung gleichfalls in der Sammlung vertreten sind.

---

## Chronik.

---

1. **November.** Einweihung der neuen evangelischen Christuskirche in Neustadt O.-S. durch den Generalsuperintendenten Nottebohm-Breslau.
3. **November.** Das 10 jährige Bestehen des Deutschen Ostmarkenvereins wird von den obererschlesischen Ortsgruppen gefeiert.
13. **November.** Einweihung der neuen katholischen, der „Maria zur immerwährenden Hilfe“ gewidmeten Kirche in Königlich Mendorf.  
— Einweihung der neuen katholischen Kirche in Schomberg.
22. **November.** Zweihundertjähriges Bestehen der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben.
27. **November.** Der am 1. April 1894 gegründete Verein „Eisenhütte Oberschlesien“ begeht die Sehnjahrfeier.

---

Redaktion Dr. E. Zivier, Pleß O.-S.

Druck und Verlag von Gebrüder Böhm, Buch- und Steindruckerei, Kattowitz O.-S.